Fahnen gegen Fetzen

Fahnen gegen Fetzen

Fahnen gegen Fetzen

Herausgegeben von

Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe

THE HOOVER LIBRARY

Dr. Hans Riegler Verlag für vaterländische Literatur, Berlin

147274

Copyright by Dr. Hans Riegler, Berlin SW 11

Die Schrift wird in der NS-Bibliographie geführt.

Berlin, den 3. September 1938.

Der Vorsitzende der Parteiamtlichen
Prüfungskommission zum Schutze des
NS-Schrifttums.

Dr. Hans Riegler
Verlag für vaterländische Literatur, Berlin SW 11
Druck: Franz Weber, Berlin C 2, Wallstr. 17/18

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort Stabschef Lutze 7

Einleitung 11

Tradition und Sozialismus 13

Ueber das Weſen der politiſchen Propaganda 22

Angewandte Propaganda 36

Noch einmal: Adel 64

Die Revolution 78

Drei Reaktionäre 85

Der Oberſte SA-Führer
Der Stabschef

Wer könnte beſſer und eindringlicher, wer bekenntnisfreudiger und unbeirrbarer über die Weltanſchauung Adolf Hitlers ſchreiben, wer den Kampf dieſer Weltanſchauung um die Herzen und Seelen des deutſchen Volkes getreuer ſchildern, als die alten, in Kampf und Sturm erprobten, vom Geiſt der Sturmabteilungen getragenen Aktiviſten dieſer Weltanſchauung! Und wer auch könnte aus dieſem tiefſten, ein ganzes Kämpferleben ausfüllenden Erlebnis klarer zu grundlegenden und für den weiteren Auf- und Ausbau unſerer Bewegung, für die letzte und endgültige nationalſozialiſtiſche Mobiliſierung unſeres deutſchen Volkes gültigen Erkenntniſſen kommen als jene!

Einer von ihnen ſchrieb dieſes Büchlein, das auf ſeinen 100 Seiten nicht mehr und nicht weniger ſein will, als eine Brücke vom Geſtern und Heute zum Morgen, von Generation zu Generation!

Viktor Lutze

Der Jugend Adolf Hitlers

gewidmet

Einleitung

Je mehr wir uns vom Zeitpunkt unſerer Machtergreifung entfernen, um ſo ſtärker wird unſer Beſtreben, aus dem großen Kampf vor allem ein geiſtiges Erbe ſicherzuſtellen. Noch ringen wir darum — noch ſtehen wir mitten drin in dieſer Revolution.

Wir ſind verhältnismäßig junge Menſchen — und es iſt im allgemeinen ungewöhnlich, daß Menſchen unſeres Alters ſich ſchon ſo ſtark mit dem „Nachher" beſchäftigen. Wir wiſſen aber zu gut, daß wir niemals hätten mit der Gegenwart fertig werden können, ihr unſer Gepräge hätten geben können — wenn wir nicht dabei immer feſten Blickes in die Zukunft geſehen hätten. Wir haben nicht als politiſche Spekulanten, ſondern als verantwortungsbewußte Treuhänder unſeres Volkes gehandelt. Wir bürgen mit unſerem Namen, mit unſerem Leben — und, was noch mehr iſt: mit unſerer Ehre!

In ſehr ſchlechten Zeiten hat ein jeder von uns erfahren, wie man die Welt anſchauen muß, um ſie zu verſtehen und mit ihr fertig werden zu können. Wir dürfen und können es künftigen Generationen nicht überlaſſen, all das wieder und wieder ſelbſt durchmachen zu müſſen. Sie ſollen auf dem von uns geſchaffenen Fundament weiterbauen können. Dieſes Fundament aber wollen wir ihnen in fertigem Zuſtand hinterlaſſen — nicht allein in machtpolitiſcher, ſondern auch in geiſtiger und jeder Beziehung.

Es kann nicht die Aufgabe weniger ſein, dieſer Sorge zu leben.

Wir wollen wiſſen, wer von uns die Stafette in die Hand bekommt, wer ſie weitertragen wird — und jener ſoll wiſſen, wer ſie ihm übergeben hat. Die Ihr in das „Morgen“ ſchreitet — Ihr ſollt wiſſen, wie wir das „Heute“ erkämpften!

So ſoll auch dieſes kleine Buch vornehmlich den Kommenden ein Bild von unſerer Einſtellung, unſerem Denken, unſerem Glauben und unſerem Wollen geben. Nicht unſeretwegen — ſondern um unſeres Werkes willen!

Was wir in langen ſchweren Jahren zäheſten Ringens als wertvollſtes Erfahrungsgut uns zu eigen machten — das ſollt Ihr aus Dankbarkeit als anerkanntes Werkzeug und als erprobte Waffe von uns hinnehmen. Ihr ſollt lernen, wie wir die Welt ſchauen, nach unſerem Maßſtab — der durch das Blut auch der Eure iſt — Gut und Böſe zu unterſcheiden — gegen die „Fetzen“ unſerer Feinde ringsum — mit ſtarken Fäuſten die „Fahnen“ der ſozialiſtiſchen Revolution Adolf Hitlers vorwärtszutragen!

Tradition und Sozialismus

Revolutionen ſind nie etwas anderes geweſen als das Mittel zum Ausgleich zwiſchen der perſönlichen Freiheit und derjenigen des Volkes. Daher iſt jede Revolution an ein beſtimmtes Volk gebunden — und vom Weſen dieſes Volkes diktiert und abhängig. Wenn ihre Dynamik über die Grenzen hinauswirkt, ſo trägt ſie die Geltung des Volkes mit ſich. Siege der napoleoniſchen Armeen waren zugleich Siege der franzöſiſchen Revolution. Talleyrand hat einmal geſagt, man werde nur dann mit Napoleon fertig werden, wenn es gelänge, ihn von ſeinen Jakobinern zu trennen — das heißt: von der alten Garde der Revolution! Sie waren den Soldaten die Garanten der Revolution, — des erſehnten Ausgleichs der Freiheiten. Dieſer Ausgleich erſcheint jeder Generation jedes Volkes mehr oder weniger wünſchenswert — das iſt aber nicht das Entſcheidende. Er kommt nur dann, wenn er naturnotwendig, im wahrſten Sinne des Wortes, geworden iſt. Und das wiederum iſt erſt dann der Fall, wenn durch ihn eine neue Einheit geboren werden ſoll. Die franzöſiſche Revolution — um bei dem naheliegenden Beiſpiel zu bleiben — hatte Frankreich als abſolute Einheit zur Folge. Seitdem erſt gibt es wirklich eine franzöſiſche Nation und ſomit iſt die Tradition des franzöſiſchen Volkes unlösbar verbunden mit dem ſozialiſtiſchen Wollen der Revolution.

Unſere Revolution wird Großdeutſchland zur Folge haben. Abgeſehen von England und ſeiner durch die geographiſche Lage bedingten beſonderen Beurteilung — war

Frankreich lange Zeit die einzige Einheit in dieſem Sinne. Nicht umſonſt wurde es trotz ſpäterer Niederlagen und verlorener Kriege als das modernſte Land angeſehen. Wenn wir von der Tradition eines Volkes — Volk als Einheit — ſprechen, ſo hat das franzöſiſche Volk entſchieden die älteſte Tradition aufzuweiſen. Alle wahren Revolutionen aber vollziehen ſich letzthin im ganzen nach ähnlichen Geſetzen. Denn das, was Frankreich damals nach ſeiner großen Revolution — in dieſer Beziehung — erlebte, das erleben wir heute in ganz ähnlicher Weiſe. Das 1. und 2. Deutſche Reich kannten den Begriff der abſoluten Einheit des Volkes nicht. Er wuchs langſam im ſozialiſtiſchen Wollen der Maſſen heran, erprobte ſich zum erſten Male im Weltkriege — und fand durch Adolf Hitler in der nationalſozialiſtiſchen Revolution endlich ſeinen Ausdruck. Aus dem Kriege von 1870/71 kehrte wohl ein Deutſcher Kaiſer heim, aber noch waren es bayeriſche, ſächſiſche, württembergiſche u. a. Regimenter, die ihm folgten. Die übergroßen Gefahren und Nöte des Weltkrieges ſchmolzen jenes ſehr komplizierte Gebilde erſt zu einem einzigen Block zuſammen. Darum erwarteten Millionen 1918 die Revolution — und wurden durch eine elende Revolte enttäuſcht. Mit einigen veralteten Phraſen der franzöſiſchen Revolution verſuchte ſie, — abſolut neben der eigentlichen Entwicklung herhinkend — das Verbrechen zur Staatsraiſon zu erklären. Sie tat alles, um die Einheit zu verhindern, und ſo war die Revolte von 1918 der größte Feind der ſchon im Werden begriffenen deutſchen Revolution. Feige kapitulierten ſie vor der großdeutſchen Idee. Volksfremde Elemente revoltierten gegen die Revolution des Volkes. Es kam nicht der Ausgleich der Freiheiten, ſondern das kraſſe Gegenteil: eine außerordentliche Bevorrechtung einzelner auf Koſten der Vielheit — und der Maßſtab dieſer Bevorrechtung war nicht etwa die Leiſtung, ſondern das Verbrechen. Jeder Umwälzung folgt aber

bald die Zeit, in der die Machthaber ſich bemühen müſſen, den gegebenen — oder genommenen — Zuſtand für die Zukunft zu verankern. Der Frontabſchnitt, dem der ſtärkſte Gegner gegenüberſteht, iſt am gefährdetſten — und verlangt daher die meiſte Beachtung. Der Marxismus ſah aber zwei ihm überlegene Frontabſchnitte in der Linie des Gegners — und er hat niemals begreifen können, daß zwiſchen dieſen engſte Verbindung beſtand — ja, daß gerade in ihrer Verbindung das größte Geheimnis ihrer Stärke lag. Sozialismus und Tradition! Wenn der Jude es vorübergehend für gewinnbringend hielt, ſich einen nationalen Anſchein zu geben, dann tat er dies immer in einer Form, die aſozial wirkte — und wenn er an den Sozialismus appellierte, dann immer nur von dem Standpunkt der Internationale. Solange die Sozialdemokratie — in ihren erſten Anfängen — noch nicht vom Einfluß der Juden abhängig war, zeigte ſie ſowohl ein ſozialiſtiſches Wollen wie auch eine nationale Haltung. In manchen Ländern um uns herum hat ſie vorſichtig verſucht, ſich jetzt wieder auf dieſe Linie zurückzuziehen. Den Juden aber waren ſowohl das ſozialiſtiſche wie das nationaliſtiſche Wollen der deutchen Menſchen unberechenbare Werte. Aus der inſtinktiven Erkenntnis heraus, daß dieſes Jahrhundert überall gebieteriſch eine ſozialiſtiſche Löſung verlangt, hatte ſich das Judentum vorſorglich ſeinen Sozialismus — alſo einen jüdiſchen — erfunden. Der jüdiſche Sozialismus, nämlich derjenige marxiſtiſcher Prägung, iſt nichts als eine typiſch jüdiſche Spekulation, zur Zeit der Baiſſe im vorigen Jahrhundert geſchaffen und im Hinblick auf die Hauſſe unſerer Zeit gehandelt. Wenn die Juden nur einen internationalen Sozialismus propagierten, ſo geſchah dies aus Gründen der Selbſtverteidigung. Die Juden erfanden das Proletariat gegen die im Werden begriffene Gemeinſchaft des Volkes. Es gibt überhaupt nur einen einzigen wirklich internatio-

nalen politiſchen Faktor in dieſer Welt, und das iſt: das Judentum. Darum verſucht auch das Judentum immer wieder, alles international aufzuſpalten und allem ein internationales Gepräge zu geben. In Wahrheit kann es aber niemals einen internationalen Sozialismus geben, denn Sozialismus iſt nichts anderes letzthin als der Wille zur Gemeinſchaft des Volkes. Dieſer Wille iſt mit dem Menſchen unſerer Zeit geboren, der Menſch kann ihn leugnen, aber er kann ihn unmöglich abſchaffen, ſich von ihm trennen. Die ſozialiſtiſche Revolution will den Ausgleich der Freiheiten, will die Freiheit des einzelnen mit derjenigen des Volkes in Einklang bringen. Denn die Freiheit des einzelnen und die der Gemeinſchaft des Volkes ſind zwei voneinander in höchſtem Grad abhängige Faktoren, deren Trennung ſchließlich unbedingt die Vernichtung beider zur Folge haben muß. Ihre Abhängigkeit iſt einerſeits ſozialiſtiſch, andererſeits nationaliſtiſch bedingt. Je mehr der deutſche Arbeiter erkannte, daß ihn der jüdiſche Sozialismus, der Marxismus, in Gegenſatz zur Nation brachte, um ſo mehr rückte er von ihm ab. Ohne Adolf Hitler aber hätte er niemals die Brücke von ſeinem ſozialiſtiſchen Wollen zu ſeiner im tiefſten Herzen doch nationaliſtiſchen Einſtellung gefunden. Dieſe Brücke war und iſt eine ſeiner Art entſprechende heroiſche Auffaſſung von den Dingen des Lebens. Auch in die SPD. oder in die KPD. iſt der deutſche Arbeiter nicht aus materiellen, ſondern aus ideellen Gründen gegangen. Das iſt eine politiſch hochbedeutſame Tatſache, die nicht vergeſſen werden darf. Materialiſtiſch in dieſem Sinne ſind deutſche Menſchen, abgeſehen von ein paar Spießbürgern und einer gewiſſen Zahl von Untermenſchen, niemals geweſen. Die Arbeiterſchaft als ſolche ſchon gar nicht. Es iſt der Sozialdemokratie trotz aller materiellen Vergünſtigungen oft großen Stils auf die Dauer nicht gelungen, die Arbeitermaſſen zu

halten. Wir Nationalſozialiſten konnten nichts verſprechen, ſchon deshalb, weil wir nichts beſaßen. Wir packten aber die Menſchen bei ihrem Ehrgefühl, bei ihrer heldenhaften Auffaſſung vom Leben — und gewannen ſogleich die Brauchbarſten zuerſt. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Revolutionären und Revoltierern. Die erſten tun nichts für ſich ſelbſt — die zweiten alles für ſich. Der große Appell an die heroiſche Auffaſſung und Haltung iſt es geweſen, durch den unſere Revolution in hiſtoriſchem Zuſammenhang, naturgegeben und nicht willkürlich, konſtruiert erſchien. Mit dieſer Revolution, die das Volk als Einheit zum Ziel haben ſollte, mußte eine eigene, eine ganz neue Tradition einſetzen — aber ſie ſollte durch die ihr zugrunde liegende heroiſche Auffaſſung ihre Wurzeln feſt verankert haben in der preußiſchen und vielen anderen alten, ruhmreichen und ſtolzen Traditionen.

Je mehr dieſes Volk ſich als Einheit fühlte, um ſo ſtolzer wurde es auch auf die Vergangenheit. Der Marxismus hatte Angſt vor den Großen der deutſchen Geſchichte. Seine Geſchichtsbücher ſuchten alles zu verkleinern, in Literatur, Preſſe, Film und Theater verſuchte man, ihnen möglichſt viele menſchliche Fehler anzudichten. Soviel Ehrlichkeit hatte die Novemberrepublik wenigſtens, vor ſich ſelbſt zuzugeſtehen, daß ſie nicht gut als Fortſetzung der deutſchen Geſchichte ausſah. Da man ſich ſelbſt nicht vergrößern konnte, verkleinerte man ſeine Vorgänger. Man lernte im Kampf gegen die Tradition den politiſchen Wert derſelben erkennen und wünſchte ſich eine eigene. Dazu konſtruierte man Zuſammenhänge zwiſchen 1918 und 1848 — man hatte ſich ſogar eine Fahne geſtohlen. — Es gab da keine Zuſammenhänge, denn 1848 zielte auf die Schaffung des Reiches, und 1918 *wollte* man das Reich zerſchlagen.

Die Novemberrepublik hätte ſich eine Traditon ſchaffen können, wenn ſie Courage genug dazu gehabt

hätte, und vor allem, wenn ſie deutſch geweſen wäre. Als Tauſende und Abertauſende deutſcher Männer freiwillig in Oſt und Weſt Jahre nach dem ſogenannten Friedensſchluß unter den ſchwerſten Bedingungen Deutſchland verteidigten — und es ihnen gelang, Allerſchlimmſtes noch zu verhüten, abzuwenden — da wurden dieſe Männer von der Republik wie Verbrecher abgeurteilt und eingeſperrt — ſtatt daß ſie wie die erſten Helden einer wiedererwachenden Nation geehrt wurden. So kam die Novemberrepublik nicht zu einer eigenen Tradition trotz aller Bemühungen.

Es konnte auch nicht ſein, denn — und das iſt ausſchlaggebend für den Traditionsbegriff ſchlechthin — *nicht irgendeine Mehrzahl von Menſchen kann eine Tradition haben, ſondern nur eine Gemeinſchaft iſt dazu in der Lage, und damit haben wir die ſozialiſtiſche Bedingtheit der Tradition.* Unter Gemeinſchaft iſt naturgemäß in dieſem Falle, ebenſo wie überhaupt, nicht eine nach materiellen Geſichtspunkten der Zweckmäßigkeit erfolgte beliebige Zuſammenfaſſung von Individuen, ſondern die Summe ſolcher Menſchen gemeint, denen das gleiche Blut und die gleiche Erde das gleiche Schickſal auferlegt.

Gerade uns Deutſchen ſagt es immer ſehr viel, wie einer von der Tradition ſeiner Familie, ſeiner Stadt, ſeines Heimatlandes, ſeines Regiments uſw. ſpricht. Wir können heute nicht mehr — wie im Mittelalter — von der Tradition einer Stadt ſprechen, weil die Einwohnerſchaft der Stadt nicht mehr ſo weit als Gemeinſchaft empfinden kann. Die Tradition einer Familie z. B. iſt oft Jahrhunderte hindurch das Band geweſen, durch welches die Familie zuſammengehalten wurde und in der Lage war, ſchwere Zeiten zu überſtehen. Dann hat die Tradition die Gemeinſchaft gehalten — in

anderen Zeiten iſt hingegen aus der Gemeinſchaft die Tradition erwachſen. In der Nachkriegszeit konnten wir es immerfort erleben, wie viele der raſſiſch beſten Familien ſich nur noch durch ihre Tradition hielten, bis ſchließlich die Traditionserhaltung zum Selbſtzweck wurde, weil ihr nicht mehr der Glaube an die Gemeinſchaft zugrunde lag. Der Gegner bekämpfte zwar öffentlich nicht ſo ſehr die einzelnen Traditionen als ſolche, aber er entzog ihnen das Fundament, ſeine Zerſetzungsarbeit ſpaltete die Gemeinſchaften auf, das Familienleben wurde lächerlich gemacht, die Kinder gegen die Eltern ausgeſpielt, die Ehe angegriffen, die Herkunft verachtet und dergleichen mehr —. Stolze Namen, die im Laufe der Jahrhunderte in der deutſchen Geſchichte groß geworden waren, verſpottete man, der Armee gab man keine Fahnen, und Großtaten des Volkes leugnete man am liebſten überhaupt. Auch hier in bezug auf die Behandlung aller Fragen der Tradition erkennen wir, daß der Jude und ſein Syſtem das bekämpfen, was ſie ſelbſt im Rahmen ihres Volkes, wenn man ſo ſagen ſoll — ſeit jeher als wertvoll anerkannt haben. Rein jüdiſche Familien halten meiſt ſehr viel auf ihre Tradition. Aber hilft denn nicht der eine Jude auch dem andern oft in geradezu vorbildlicher Weiſe? Sind die Juden nicht — — unter ſich natürlich — Sozialiſten?

Immer — ſo auch hier — können wir nicht umhin, bei der Erörterung des Begriffes Tradition — auf das Problem des Sozialismus zu ſtoßen — und das iſt wohl an ſich ſchon ein klarer Beweis mehr zu der Behauptung der Abhängigkeit beider Begriffe voneinander. Sie ſind beide deshalb voneinander abhängig, weil ſie beide ſich in allem letzthin auf dasſelbe beziehen: nämlich auf das Volk. Es wird eine deutſche Tradition geben, weil und ſolange es ein deutſches Volk gibt. Es gibt ſeit Jahrhunderten eine engliſche Tradition, und zwar eine ſehr ſtarke. Seit Napoleon gibt es eine franzöſiſche, ſeit Muſſolini eine

italieniſche. Niemals kann die Rede ſein von einer Tradition z. B. des tſchechoſlowakiſchen Volkes als ſolcher, denn nicht die Paragraphen einer Verfaſſung, ſondern nur das Volk als Einheit kann als Vorausſetzung für die Tradition anerkannt werden. Die Tradition des Hauſes Habsburg und diejenige Oeſterreichs waren immer zweierlei. Hingegen wäre es kurios, zwiſchen den Traditionen der Könige von Preußen und derjenigen Preußens ſelbſt unterſcheiden zu wollen. Eine Ehrung Friedrichs des Großen iſt heute weit mehr als die Anerkennung dieſer großen Perſönlichkeit ſelbſt, ſie iſt die Demonſtration für eine ganz beſtimmte menſchliche Haltung ſchlechthin. Für eine deutſche Lebenshaltung, die — im Heroiſchen verankert — ſich in unſerer Zeit wiederum durchgeſetzt hat. Es war ein Akt von ganz großer, ſymboliſcher Bedeutung, als das Dritte Reich gerade in der Garniſonkirche zu Potsdam ſeinen Anfang nahm. Und, hat die Welt je einen ſtärkeren Beweis für die Verbundenheit beider Begriffe erlebt als den Einzug Hitlers im ewigen Rom? Nur eine traditionsbereite und traditionswillige Generation aber wird in dem Maße es lieben, ſymboliſch zu handeln, wie wir es heute tun, und das wiederum iſt ein Beweis dafür, daß unſere Revolution nicht an der Oberfläche geblieben iſt, ſondern tief in alle Probleme der Zeit ſich hineingebiſſen hat. Da dieſe Revolution als geiſtiger Kampf erhaben iſt über Schwankungen machtpolitiſcher Konſtellationen, iſt auch die aus ihr reſultierende Tradition nicht abhängig von derartigen Faktoren. Es iſt zu früh, die Tradition unſerer Bewegung heute ſchon feſtlegen zu wollen, kommende Generationen erſt werden wiſſen, wie ſie ausſieht. Die geiſtige Revolution iſt noch im Gange, mag ſein, wir ſind am Anfange, nicht am Ende. Alles iſt im Fluß, noch ſind nicht Stil, Form und Tradition die Garanten der Erhaltung der geiſtig-revolutionären Siege und Errungenſchaften. Noch ſind wir, die Re-

volutionäre Adolf Hitlers, seine alte Garde, ihre Garanten selbst.

Unsere größte Sorge soll es sein, den Kommenden, die nicht Anteil am Kampf hatten, das Erlebnis zu vermitteln, sie mit dem zu erfüllen, was wir als kostbarstes Gut uns zu eigen gemacht haben: den Glauben an die Einheit Deutsches Volk — das ist unser Sozialismus. Niemals zuvor hat es eine so große Gemeinschaft, nie eine so konsequente und umfassende als die jetzige des großdeutschen Volkes unter Adolf Hitlers Führung gegeben. Keine Zeit, kein Volk der Erde hat auch nur Aehnliches jemals aufzuweisen gehabt. Die größte und stärkste Gemeinschaft aller Zeiten und aller Völker ist im Werden. Sie muß und sie wird auch die stärkste Tradition zur Folge haben. Diese Tradition kommt ganz von selbst, niemand kann sie forcieren und niemand wird sie hindern können. Sie wird um so schneller und um so besser gedeihen, je mehr wir und die kommenden Generationen unserer Revolution und damit vor allem unserem Sozialismus die Treue bewahren, sie verteidigen, rein halten und vorwärts tragen. Dann werden einst die roten Hakenkreuzstandarten der SA. die stolzesten Symbole der Deutschen sein und bis in fernste Zeiten mit dem Namen Adolf Hitlers Wunder wirken. Das ist dann höchster Ausdruck der Tradition des Sozialismus. Fortwirken einer großen Zeit und ihrer starken, tapferen Generation, eines großen genialen Führers über die Grenzen der Zeit hinweg.

Ueber das Weſen der politiſchen Propaganda

Propaganda — ganz gleich welcher Kategorie — iſt immer dann abſtoßend, wenn ſie als ſolche empfunden wird. Das iſt eine auf großer Erfahrung beruhende Erkenntnis, welche jeden Propagandiſten fortwährend zur Mäßigung, Beſcheidenheit und damit zur Klugheit mahnen ſollte.

Propaganda, die entgegen dieſem Grundprinzip betrieben wird, iſt nichts anderes als das, was der Berliner unter „Angeberei" verſteht — ſie iſt immer und in jeder Beziehung einfach entſetzlich. Kein Wunder, daß der Großſtädter hierfür den beſten Ausdruck gefunden hat. Abſtoßend an dieſer angeberiſchen Propaganda iſt nämlich die Tatſache, daß ſie beſtrebt iſt, unter Nichtachtung der Wahrheit einen Zuſtand zu behaupten, welcher — wenigſtens in ſolchen Ausmaßen — nicht exiſtiert. Solche Angeberei iſt z. B. das Arbeiten mit allzuvielen Superlativen. Die ſtändige Sprache in „Fortiſſimo", die bei Menſchen, ganzen Menſchengruppen, — ja, man kann faſt ſchon ſagen: bei einzelnen Völkern ſo Mode geworden iſt. Etwas, das nicht gerade von heute und geſtern iſt, braucht deshalb nicht gerade „uralt" zu ſein. Menſchenanſammlungen von weniger als 100 000 ſind auch beachtenswert, die Auflage jedes Buches muß nicht gerade mit über 10 000 angegeben werden, jeder Kleinwagen muß nicht über 100 Stundenkilometer laufen — und es lohnt ſich ſchon der Einſatz für

die Zukunft, auch wenn die Worte „tauſendjährig“ und gar „ewig“ nur ſelten und nur von wirklich berufener Seite angewandt werden. Das fortwährende „Fortiſſimo“ in all dieſen Dingen ſtumpft ſehr bald ab, läßt ſich dann auch gar nicht mehr ſteigern — und führt zu einem Gefühl des Abſcheus. Ein Auto, das andauernd hupt, das beachtet man bald überhaupt nicht mehr, — man wünſcht ihm nur, daß es explodiert. Was in bezug auf die Verwendung der Worte gilt, trifft auch für Aufmachung im Druck und in der Farbe zu. Es iſt falſch, anzunehmen, daß die Wirkung von Wahlplakaten abhängt von der Schärfe der Farbenkontraſte. Vielmehr kann man ſagen: wenn die Angeberei die beſte Propagandamethode wäre, dann müßten die Juden die beſten Propagandiſten ſein. Denn die Juden ſind in dieſer Beziehung am meiſten voraus. Tatſächlich hilft ihnen das aber auch nur vorübergehend, wie nach und nach die Statiſtik der Beliebtheit der Juden in allen Ländern anzeigt. Und wenn wir uns anſehen, in welchen Ländern die propagandiſtiſche Angeberei am eheſten zu Hauſe iſt, — wenn wir z. B. nur die Preſſe der verſchiedenen Staaten nach dieſem Geſichtspunkt ſortieren, ſo ſehen wir ſehr bald bereits, daß diejenigen an der Spitze ſtehen, in denen der Einfluß des Judentums am größten iſt.

Es kommt nicht darauf an, wie viel Propaganda von der Wahrheit abweicht, ſondern ob ſie überhaupt ſich von ihr diſtanziert. Geht man einmal daran, Zuſchauermengen durch ein Vergrößerungsglas anzuſehen, dann wird man künftig in dieſes Glas auch immer ſchärfere Gläſer einſetzen, und ſo iſt dann bald dem Schwindel Tür und Tor geöffnet. Die Folge davon iſt zunächſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ein propagandiſtiſcher Erfolg.

Die erſten Uebertreibungen werden wirken, — aber wehe, wenn die Maſſe des Volkes anfängt mißtrauiſch zu werden. Dann hört nämlich jede Propagandamöglichkeit

überhaupt auf. Denn ſchon weil eine vernünftige und anſtändige Propaganda ſtets nur als Mittel zum Guten im Sinne des Volkes empfunden werden darf, muß ihr das Vertrauen des Volkes immer das wertvollſte Gut ſein. Das Volk aber glaubt auf die Dauer nicht an Potemkiſche Dörfer, an Filmfaſſaden, an Hohlheiten und Uebertreibungen, ſondern nur an Realitäten. Und der iſt fürwahr ein ſehr ſchlechter Propagandiſt, der nicht weiß, daß das Volk ungeheuer feinfühlend und inſtinktſicher iſt. Man kann dem Volk auf die Dauer nichts „vormachen", in keiner Beziehung. Der Inſtinkt des Volkes iſt der beſte Garant für die Stabilität der Nation.

Wir brauchen ja nur die Propagandamethodik unſerer früheren innerpolitiſchen Gegner in Deutſchland zu ſtudieren, dann wiſſen wir, wie man es machen muß, um einmal endgültig Schiffbruch zu erleiden. Obwohl ſie nach dem Verluſt des Krieges und der Erſchütterung aller ſtaatserhaltenden Kräfte, alſo unter — für ſie — noch verhältnismäßig günſtigen Bedingungen ans Ruder kamen, haben ſie mit der Zeit gerade in bezug auf ihre Propaganda nur mehr und mehr Mißtrauen geerntet. Die ſenſationsmacheriſche, jüdiſche Uebertreibungsſucht, mit der ſie in Preſſe, Funk, Theater, Film und vor allem auf rein politiſchem Gebiet vorgingen, führte ihnen ſchließlich nur noch Feinde und keine Freunde mehr zu. Die ganzen Methoden ſpiegelten jüdiſches Weſen wider. Juden ſind für Uebertreibungen jeder Art ſehr empfänglich. Juden finden auch gar nichts dabei, wenn die Wahrheit geopfert wird zugunſten irgendwelcher Augenblickserfolge. Juden haben zum Begriff der Wahrheit überhaupt ein ganz anderes Verhältnis als wir und haben uns in früheren Zeiten gerade deswegen oft genug verhöhnt. Trotzdem ſie dieſe klaffenden Unterſchiede ſahen, glaubten die Juden, uns

mit einer Propagandamethodik ihres eigenen Stils — mit einer ihrer Art entſprechenden Methodik — überrumpeln zu können. Und das iſt nur zu erklären, wenn man weiß, wie unglaublich frech der Jude wird, ſobald er ſich ganz im Beſitz der Macht weiß. Die Juden und ihre Trabanten waren gerade auf dem Gebiet der politiſchen Propaganda ganz außerordentlich rührig. Sie waren es, die dieſe Propaganda ſo ſtark in den Vordergrund rückten. Und wenn ihre Methode auch nur annähernd richtig geweſen wäre, dann hätten ſie unbedingt damit gegen uns ſiegen müſſen, zumal ihnen alle Mittel in reichlichſtem Maße zur Verfügung ſtanden. Sie waren auch erfinderiſch, kein Trick, auf den ſie nicht verfallen wären.

Ziel der feindlichen Propaganda war die Schaffung eines politiſchen Zuſtandes, der ſeinem Weſen nach jüdiſch war. Denn nur in einem ſolchen würde ſich der jüdiſche Menſch auf die Dauer durchſetzen und behaupten können. Daher war jene Propaganda in der Hauptſache abgeſtimmt auf Verächtlichmachung all jener menſchlichen Eigenſchaften und Charakterzüge, die der Jude ſelbſt nicht beſitzt und deren Nichtvorhandenſein in ihm den aus Minderwertigkeitskomplexen ſo leicht reſultierenden Haß entſtehen laſſen. Ebenſo unverſtändlich wie verabſcheuungswürdig iſt dem Juden jede — ihm ſelbſt völlig widerſtrebende — heldiſche Auffaſſung von den Dingen des Lebens und alles das, was damit irgendwie in Zuſammenhang ſteht. Dagegen alſo mußte ſich in erſter Linie auch ſeine Propaganda richten. Und man muß zugeben, daß dieſe jüdiſche Propaganda bedingt erfolgreich, alſo in gewiſſer Beziehung richtig geweſen iſt, wo ſie auf die Zerſtörung oder Zerſetzung gegneriſcher Vorſtellungen abzielte. Tatſächlich war es ſchon nach wenigen Jahren dieſer Propaganda gelungen, im deutſchen Volk eine — glücklicherweiſe nur

vorübergehende — Verwirrung der elementarſten Begriffe herbeizuführen, die nur noch als kataſtrophal bezeichnet werden konnte. Die Grundbegriffe gut und böſe ſchienen umgekehrt zu ſein. Der Verbrecher war der Beklagenswerte, und das Opfer wurde nachträglich verdammt. Begriffe, die im deutſchen Volk wie in keinem anderen feſt und für immer verankert zu ſein ſchienen, wurden zu einem Nichts erklärt und einfach abgelegt, als ſeien ſie nur Schablonen geweſen. Das Anſehen der arbeitenden Menſchen war untergraben, die Diſziplin der Armee war lächerlich gemacht, Liebe und Anhänglichkeit der Kinder zu ihren Eltern galt als Albernheit, die Heiligkeit der Ehe galt als ein längſt überwundener, längſt veralteter Begriff. Was die Erziehung von Jahrhunderten aufgebaut hatte, was von vielen, vielen Generationen immer wieder anerkannt worden war und eigentlich die Stärke der Anſchauungen ſowie der Lebenshaltung ausgemacht hatte, das ſchien in wenigen Jahren für alle Zeiten über Bord geworfen zu ſein. Das Volk war im Begriff, ſich vor Anſchauungen zu beugen, die ſeiner im eigenen Blut bedingten Einſtellung genau entgegengeſetzt waren. Es war nichts anderes als die Spekulation mit dem Böſen, die hier ihr Unweſen trieb. Nicht die jüdiſche Propaganda als ſolche hatte das erreicht, ſondern die Tatſache war daran ſchuld, daß dieſe Propaganda ſich zum Fürſprecher des Schlechten gemacht hatte und aller Zügelloſigkeit und Schande den Weg frei machte. Denn es iſt immer — wenigſtens vorübergehend — leicht und erfolgreich, die Unvernunft zu proklamieren, dem Tier im Menſchen die Freiheit zu verkünden und Gott abzuſetzen. Immer wieder und bei allen Völkern iſt das ſchon verſucht worden.

Ich brauche kein Propagandiſt zu ſein, um einer hungrigen Menſchenmenge einen Wurſtladen zur Plünderung anzubieten. Jede Verhinderung des Plün-

derns aber verlangt von mir ein propagandiſtiſches Können. Niemals würde aber ein Jude dazu in der Lage ſein. Beſtenfalls würde er die Plünderung dadurch illuſoriſch machen, daß er vorher den Ladeninhalt „ſicherſtellt“. Und was war denn das Deutſche Reich für die Juden der Welt anderes als ein Laden, den man zum Plündern freigibt? In materieller ſowohl wie in geiſtiger Beziehung.

Das zu verhindern, traten wir auf. Da hatte unſere Propaganda einzuſetzen. Wir mußten der hungrigen Menge vor dem Laden klarmachen, daß dieſer Ladenſturm den Hunger nicht beſeitigt, ſondern nur Zuſtände mit ſich bringt, die noch mehr Hunger im Gefolge haben. Da der Ladeninhalt ſehr verlockend war, und die Menſchen ſchon im Begriff waren zu ſtürmen, mußte ſehr ſchnell gehandelt werden. Es war keine Zeit, Propaganda zu ſtudieren und vorher zu erlernen oder über die Methodik nachzuſinnen, — nein, das Wie dieſer Propaganda mußte inſtinktiv vorhanden ſein, alſo — die rettende Propaganda konnte nur und lediglich von ſolchen ausgehen, die in dieſer Menſchenmaſſe ſelbſt ſtanden und ſelbſt Hunger hatten. In ſolchen Augenblicken herrſcht ein Solidaritätsgefühl unter denen, die „ſtürmen“, und darum iſt es ein ganz ſinnloſes Unterfangen, wenn ein Außenſtehender etwa mit wohlgemeinten Mahnungen an die Menge herantreten würde, vielleicht gar vom Balkon ſeiner Wohnung aus — etwa wie der Herrenclub das getan hat im Jahre 1932 —; der da mit Erfolg ſprechen will, muß nicht nur in der Maſſe ſelber ſtehen und hungrig ſein — er muß auch in der Sprache dieſer Maſſe reden und vor allem ſo denken und fühlen können wie die. Jeder muß bei jedem Wort, das er ſagt, denken: „Gerade das hätte ich auch geſagt! Er ſpricht für mich! Er vertritt meine Sache! Das iſt mein Mann!“ Um das zu erreichen, muß der Propagandiſt immer die Sprache

ſprechen, die im Augenblick und von dieſer Zuhörerſchaft gerade am beſten verſtanden wird. Die Beiſpiele, die er benutzt, werden je nach dem Niveau der zu Bearbeitenden ganz verſchieden ſein. Und zwar muß man das Beiſpiel nicht aus dem Lebenskreis der Zuhörenden, ſondern aus demjenigen gerade ihrer ſpeziellen Gegner nehmen. Wenn mir jemand etwas aus meinem Leben erzählt, dann werde ich daran immer etwas auszuſetzen haben, denn niemand kennt — nach meiner Anſicht — mein Leben ſo gut wie ich ſelbſt. Nimmt er dagegen das Beiſpiel aus dem Leben meines Gegners, wird man es bis zu einem gewiſſen Grade verſtehen, zumal wenn er ihn übertreibend noch ſchlechter ſchildert, als er de facto iſt. Und dabei iſt wiederum zu bedenken, daß die Maſſe der Menſchen noch viel weniger als der Einzelmenſch es ſchätzen, ihre Liebe und ihren Haß vielen gleichzeitig zu offerieren. Das Volk liebt es, einen einzigen Gegner zu haben. Darum wird jede zielbewußte Propaganda aus der Reihe der Gegner immer einen herausgreifen und auf dieſen den Angriff konzentrieren. Es kommt dabei darauf an, daß dieſer wirklich ſehr übel iſt, und daß er auch brauchbare Angriffsflächen bietet. Er darf natürlich nicht erfunden ſein — das wäre ſonſt ein jüdiſcher Trick, der ſich ſehr bald furchtbar rächen würde. Man nimmt ihn ſich nur genau vor und analyſiert ihn ſozuſagen vor den Augen der breiten Oeffentlichkeit. Das Volk will ſich ein Bild machen können und empfindet es als Erleichterung, wenn ſich die gegneriſche Einſtellung mit all ihren verwirrenden Problemen durch eine verabſcheuungswürdige Perſon erſetzen läßt. Es iſt für das Volk viel leichter, an Iſidor Weiß als an das marxiſtiſche Programm in all ſeinen Einzelheiten zu denken. In dieſer Beziehung haben wir einmal einen Fehler gemacht, als wir gegen den „Herrenclub“ anrannten, ſtatt einen einzigen Typ aus dem Ganzen des Herrenclubs herauszugreifen und ihn zur Schießbudenfigur zu machen. Und damit kommen wir

— aus den Negativen heraus — zu der Kardinalfrage der Propaganda überhaupt: der Propaganda durch Beiſpiel, durch Haltung, durch Diſziplin. Wenn die Propaganda unſerer Gegner ſchon ſonſt ſehr fehlerhaft war, ſo verſagte ſie in dieſer Beziehung völlig. Darin liegt ein großer Gewinn: denn wir wiſſen, daß der Jude zu minderwertig iſt, um ſelbſt jemals für ſeine Sache Propaganda ſein zu können. Seine eigene Minderwertigkeit fand ihren Niederſchlag in allen Parteien und politiſchen Organiſationen, die von ihm mehr oder weniger abhängig waren. Die Demonſtrationen der Marxiſten waren niemals diſziplinvolle Aufmärſche, obwohl ſie es gern geweſen wären, ſondern abſtoßende Haufen. Es waren Demonſtrationen des Untermenſchentums, obwohl viele gute und nur verhetzte deutſche Arbeiter da mitmarſchierten. Heute marſchieren neun Zehntel dieſer Menſchen bei unſeren Aufmärſchen in unſeren Reihen — und niemand glaubt, daß das die gleichen Menſchen ſind. Die anderen — ſie waren zu den roten Zeiten meiſt die Anführer — ſind nie zu uns gekommen, ſie waren nichts als Untermenſchen. Auf deren Schultern ließ ſich ein Staat aber nicht aufbauen, und die Republik von Weimar brauchte dringend dauerhafte Stützen ihres Staates. Darum ſtellte ſie ihre Propaganda vom Jahr 1927 an ſichtbar um. So wie ſie vorher auf die Eroberung der Macht gerichtet war, galt ſie von dieſem Zeitpunkt — ungefähr — an dem Ausbau und der Verteidigung. Und da ſtellte es ſich bald heraus, daß kein Fundament vorhanden war, auf dem hätte gebaut werden können. Weder in organiſatoriſcher, noch in ideeller oder gar perſoneller Beziehung. Somit ergab ſich dann die Notwendigkeit einer Umſtellung der Propaganda. Man verſuchte ſich nicht mehr aus der Geſchichte herauszulöſen, ſondern man ſuchte den Anſchluß an die Geſchichte zu finden. Der Geiſt, von dem die Geſchichte des deutſchen Volkes durchzogen war, ſtand nun allerdings in ſchärfſtem

Gegenſatz zu dem Geiſt der Republik von Weimar — und darum flüchtete man in das Gebiet der Geſchichtsfälſchung. Das war die große Zeit Emil Ludwig Cohens und anderer. Der wahre Charakter des Weimarer Syſtems — das hatte man ſchon erkannt — fand im Volk keinen Anklang mehr, und um der Erhaltung dieſes Syſtems und damit ſeiner ſelbſt vor allem, ſetzte man dieſem Syſtem mit Hilfe einer ſehr intenſiven Propaganda eine beſſere Maske auf. Dieſe Maske ſah bürgerlicher aus und erlaubte ſomit der allerchriſtlichſten Zentrumspartei in aller Oeffentlichkeit den Anſchluß an die Roten. Dieſe Maske nahm ſogar den Deutſchnationalen den Mut für eine angemeſſene Oppoſitionspolitik. Dieſe Maske hätte es beinahe geſchafft, die Republik im geſamten ſogenannt bürgerlichen Lager ſalonfähig zu machen, die heute noch „unentwegten" Reaktionäre z. B. hatten ſich ſeinerzeit mit dem Weimarer Syſtem und ſeinen jüdiſchen Vertretern ſchon weit mehr abgefunden — als heute mit dem Dritten Reich und uns. Wenn jene Propaganda alſo damals in dieſer Beziehung zunächſt recht erfolgreich war, ſo wurde ſie von der Maſſe des Volkes und inſonderheit von der Arbeiterſchaft als großangelegter Schwindel empfunden und aufgenommen. Die hatten keine bürgerliche — ſondern eine ſozialiſtiſche Republik haben wollen und ſahen nun, daß man das eine nicht mehr wollte, und daß das andere nicht ging. Und damit ging dann bald der Glaube an die Propaganda überhaupt verloren. Mißtrauen aber — ſo ſagte ich ſchon eingangs — iſt der ſchlimmſte Feind der Propaganda. Das deutſche Volk wollte von der roten Propaganda nichts mehr wiſſen, ſie hatte ſich als unwahrhaftig, als verlogen erwieſen. Die rote Preſſe verlor trotz ihrer Druckmittel ſchnell ihre Anhängerſchaft, die marxiſtiſchen Verſammlungsſäle waren nicht mehr zu füllen, und die Demonſtrationszüge konnten oft ſchon nicht mehr wirken, weil ſie überwiegend nur noch aus Frauen und Kindern beſtanden und zahlenmäßig

immer mehr nachließen. Die Sozialdemokratie hörte auf zu ſein, ſie ſtarb an ihrer eigenen Unwahrhaftigkeit. Zwei große Gruppen blieben im politiſchen Kampf übrig. Von dieſen nahm das Volk an, daß ſie das glauben, was ſie ſagen — und daß ihre Propaganda Ausdruck ihres wirklichen Willens ſei. Das waren die Nationalſozialiſten und die Kommuniſten. Allen anderen warf man mit Recht Heuchelei vor. Die propagandiſtiſche Methodik dieſer beiden war in ihrer Auswirkung von derjenigen aller anderen verſchieden und unter ſich recht ähnlich. Die Kommuniſten verſtanden ſich glänzend darauf, die nationalſozialiſtiſche Methodik nachzuahmen. Und zwar taten ſie das in immer ſteigendem Maße. Heute — ſechs Jahre nach unſerer Machtergreifung — iſt es ja ſo, daß unſere Gegner im Ausland ſich untereinander auf die Richtigkeit der nationalſozialiſtiſchen Propagandamethodik berufen. So las ich ſchon verſchiedentlich in ſchweizeriſchen, ſowie holländiſchen Linkszeitungen, daß die eine rein marxiſtiſche Richtung der anderen gegenüber unſere Propaganda als Beiſpiel anführt und darauf bis in alle Einzelheiten zu ſprechen kommt. Sie geben es ganz offen zu, daß die Nationalſozialiſten mehr von moderner Propaganda verſtehen als alle anderen. Ausſchlaggebend bei der Beurteilung jeder Leiſtung iſt eben der Erfolg. Um ſo mehr aber ſollten wir ſelbſt bemüht ſein, unſere Propaganda echt nationalſozialiſtiſch zu erhalten. Niemand ſoll ſie uns verfälſchen dürfen. Die Propagandamethoden werden für immer die brauchbarſten und beſten ſein, die ſich in den ſchwerſten Zeiten als die erfolgreichſten erwieſen haben. Und da die Propaganda nichts iſt ohne die Fähigkeiten und die Zuverläſſigkeit, die Diſziplin und vor allem den Glauben derjenigen, von denen ſie ausgehen ſoll, werden die beſten, im Kampf bewährteſten Nationalſozialiſten auch immer unſere beſten Propagandiſten ſein.

Grundſatz ſollte ſein: die beſte Propaganda für unſere Idee iſt, ihre Kraft und ihre Reinheit täglich von neuem durch ein Leben unter Beweis zu ſtellen, das ganz Deutſchland geweiht iſt. Wir können keine beſſere Propaganda für unſere Idee machen, als der Welt immer wieder zu beweiſen, daß unſer Glaube tatſächlich Berge verſetzt. Durch Adolf Hitler ſind wir dazu in der Lage — und deshalb ſollte es für uns nicht ſchwerer, ſondern leichter ſein als für andere, gute Propagandiſten zu ſein. In dem Maße, wie wir ſelbſt an unſeren Führer und an unſere Revolution glauben, propagieren wir ſie dem eigenen Volk ſowohl wie der Welt gegenüber. Der Wert der Propaganda iſt und bleibt immer in Abhängigkeit vom Wert der Propagandiſten.

Darum iſt es nicht möglich, die Kunſt der Propaganda wie ein Handwerk zu erlernen. Wie jede Kunſt iſt ſie letzthin eine Frage des Inſtinkts und des Gefühls und nicht des Wiſſens. Die Methodik unſerer Propaganda können wir nicht eines Tages wie eine Fertigware erwerben, denn ſie iſt nach und nach erſt im Laufe vieler Jahre aus einem Nichts heraus geworden und gewachſen. Wir verſuchten unendlich viel, erlebten viel Fehlſchläge, machten ſehr viel durch, bis wir ſoweit waren, wie wir heute ſind. Und wir wiſſen genau, daß unſere Propaganda ſehr ſchnell unmodern und damit unbrauchbar ſein würde, wenn wir auch nur einmal ſtehen bleiben. Denn das erſte Geſetz der Propaganda iſt ihre Elaſtizität. Es waren junge Menſchen, die dieſe modernſte Propaganda ſchufen. Und daher konnte ſie — wie dieſe jungen Menſchen ſelbſt — elaſtiſch ſein, ſich dem Gegner jeweils blitzſchnell anpaſſen und, frei von unnötigen, belaſtenden Sentiments vorſtoßen. Wenn wir feſtſtellen, daß unſere Revolution ſich auszeichnet durch die Eigenſchaften der Jugend, ſo gilt dies in ganz beſonderem Maße für unſere Propa-

ganda; ſie iſt ohne eine jugendliche, äußerſte Elaſtizität überhaupt undenkbar.

Der ſchwierige Prozeß im Verlauf jeder Revolution iſt der Ausbau durch die erforderliche Organiſation. Allzu ſtarkes Organiſieren bringt zwangsläufig eine Erſtarrung mit ſich auf Koſten der revolutionären Dynamik. Der vielbeſprochene Papierkrieg iſt eines der ſichtbarſten Anzeichen dieſer Gefahr. Am unerfreulichſten, weil am ſchädlichſten, iſt dieſe Erſcheinung auf dem Gebiet der Propaganda. Allzuviele ſchriftliche Anweiſungen widerſprechen nichts ſo ſehr als dem Weſen unſerer Propaganda. Man kann Propaganda nicht nach Vorgängen erledigen. In der Kampfzeit früher war das ſchon gar nicht denkbar, weil alles erſtmalig geſchah — und ſeit der Machtergreifung geht die Entwicklung ſo ſchnell vorwärts, daß wir Jahr für Jahr, Monat für Monat vor völlig neuen Situationen ſtehen. Die Propaganda darf nicht hinter der politiſchen Entwicklung herkeuchen — ſie muß ihr inſtinktſicher vorangehen. Die Propaganda iſt wie die leichte Kavallerie, welche das Terrain und die feindlichen Stellungen ſondiert, bevor der Angriff angeſetzt wird. Leicht, immer beweglich, elaſtiſch muß ſie ſein, um jeder Lage blitzſchnell gerecht werden zu können und die Schwächen des Gegners auszunützen.

So ſehr es aber notwendig iſt, daß eine gute Propaganda ſich dem Gegner anpaßt — noch notwendiger iſt es, daß ſie immer von der Einſtellung und der Eigenart des eigenen Volkes ihren Ausgang nimmt. Es läßt ſich auch aus dieſem Grunde keine Norm aufſtellen, die etwa für alle Zeiten und alle Völker ihre Geltung hätte. Unſere nationalſozialiſtiſche Propaganda paßt nur in unſere Zeit und nur für unſer deutſches Volk — gerade deswegen, weil ſie ſo ganz hierauf zugeſchnitten iſt, kommt ſie dieſem auch in ſolchem Maße zugute. Wir Nationalſozialiſten

wurden die beſten Propagandiſten in Deutſchland, weil wir uns mehr als die anderen mit der Not des Volkes befaßten. Das Volk, das vom marxiſtiſchen Syſtem ſo unendlich falſch behandelt wurde — das waren ja wir. Wir hatten beinahe ein Jahrzehnt hindurch am eigenen Leibe zu ſpüren bekommen, was falſche Propaganda iſt — und in dieſer Zeit bildete ſich bei uns die gegenteilige. Wir erfuhren die innere Halt- und Ideenloſigkeit des Syſtems und ſahen täglich aufs neue, wie ſie zum Ausdruck kam. Wir wünſchten uns eine ſtarke Regierung und waren darin mit dem geſamten Volke einig. Das Volk will geführt ſein, will ſeine Geſchicke in ſtarker Hand wiſſen, will ſich ſeiner Regierung ruhig anvertrauen können. Es will wiſſen, daß die Regierung ſeine Nöte genau kennt und fortwährend ehrlich bemüht iſt, dagegen anzugehen. Es kommt dabei vor allem darauf an, daß überhaupt etwas geſchieht, und daß die Regierung an ihre Arbeit ſelbſt glaubt. Die Propaganda des marxiſtiſchen Regimes aber trat heute für dies und morgen ſchon für das Gegenteil ein — das Volk merkte bald, daß das Regime ſelbſt unſicher iſt, und wurde naturgemäß ängſtlich. Im Ruhrkampf z. B. forderte man zunächſt zum Widerſtand auf — als aber das Volk aufſtand und ſich im Kleinkrieg zur Wehr ſetzte, da wurde es von der eigenen Regierung im Stich gelaſſen und verraten. In Oberſchleſien verteidigten die Freiwilligenformationen das deutſche Land — ſie führten einen heldenhaften Kampf — und als ſie geſiegt hatten, da ſtellte die Regierung ſie vor die Gerichte und behandelte ſie wie Verbrecher. Die Propaganda des Regimes, die ſolches dem Volk nachträglich mundgerecht machen ſollte, die mußte von einem Extrem ins andere fallen, und da war es nur natürlich, daß ſie ſehr bald das Volk ungeheuer mißtrauiſch werden ließ. Bald war es ſo, daß ſich das Volk für die Propaganda unſerer Gegner überhaupt nicht mehr intereſſierte, ſie einfach überſah — und das iſt das

Schlimmſte, was der Propaganda überhaupt paſſieren kann.

Mit uns aber kamen nicht nur beſtimmte propagandiſtiſche Argumente und Methoden zum Siege, ſondern eine ganz neue Art der Propaganda überhaupt. Sie unterſchied ſich von der uns entgegenſtehenden wie wir von unſeren jüdiſch marxiſtiſchen Gegnern. Unſere Propaganda diente der Verbreitung der Wahrheit und war um des Volkes willen da — die gegneriſche Propaganda diente der Unwahrheit zugunſten der Herrſchaft volksfremden Geſindels. Wenn wir das ſagen, ſo iſt das nicht eine mehr oder weniger vage Behauptung von uns, ſondern die durch tauſendfache, nie zuvor geſehene Erfolge und die Entſcheidungen unſeres ganzen Volkes garantierte Wahrheit.

Angewandte Propaganda.

Vor uns haben andere politiſche Propaganda gemacht. Vor uns hielten andere Verſammlungen ab. Vor uns gab es andere politiſche Redner. Jahrzehnte hindurch iſt das ſo gegangen. Und heute klingt es faſt wie ein Märchen, wenn man davon erzählt. Denn heute ſind alle drei Begriffe, Propaganda, Verſammlungen und Redner, aufs engſte mit dem Nationalſozialismus verbunden — wer von Propaganda ſpricht, denkt nur an diejenige unſerer Partei, wer von Verſammlungen ſpricht, hat ſofort das Bild unſerer großen hiſtoriſchen Verſammlungsräume vor Augen, wer von Rednern ſpricht, ſieht den Führer, ſieht Goebbels, ſieht Göring, Heß und all die anderen. So ſehr haben wir uns dieſe Begriffe zu eigen gemacht.

Und wenn das möglich war, ſo nur deshalb, weil wir als Menſchen tauſendmal ſtärker waren als die Formen, die wir übernahmen. Weil wir dadurch dieſen Formen unſer Gepräge geben konnten und auch wirklich gaben. Die uns entgegenſtehenden äußeren Verhältniſſe zwangen uns oft, Formen zu gebrauchen, die unſerer Art eigentlich nicht entſprechen. Wir gingen ja auch in die Parlamente und benutzten dieſe Waffe des Gegners ſo lange und ſo intenſiv, bis ſie unſere Waffe war, bis ſelbſt die Parlamente nationalſozialiſtiſche Verſammlungen geworden waren.

Während auf den Verſammlungsplakaten der Gegner in dicken Lettern ein möglichſt aufſehenerregendes

„Thema“ die Maſſen anzureißen verſuchte, leuchtete von unſeren Plakaten oft nichts anderes als nur und lediglich der Name des Redners. Trotzdem kamen dann zu uns mehr. Und das lag nicht etwa daran, daß dieſe Namen nun damals ſchon bekannter geweſen wären als die anderen. Die anderen hatten oft viel intereſſantere und bekanntere Namen. Und wir fingen ja erſt an. Aber die Farbe, die Schrift, überhaupt dieſes ganze Drum und Dran, das in tauſend winzigen Einzelheiten wie im Großen den Mut und die Entſchloſſenheit verriet, ganz anders und ganz von neuem anzufangen —, das war es, was zum Fundament unſeres mehr und mehr werdenden nationalſozialiſtiſchen Stils wurde. Die Plakate hatten ein völlig anderes Geſicht als diejenigen, die man aus dem bürgerlichen und dem roten Lager her kannte. Unſere Plakate wurden von anderen Menſchen, zu anderen Zeiten und an anderen Plätzen angebracht. — In unſeren Verſammlungen ſtanden nicht die Paragraphen verſchiedener Parteiprogramme gegeneinander, ſondern typenmäßig ganz beſtimmte Menſchen. Wenn wir hie und da die Formen des althergebrachten Verſammlungsſtils übernahmen, ſo nur deshalb, weil wir wußten, daß dieſe wie andere überkommene und ſchlechte Formen am eheſten dann der Lächerlichkeit verfallen würden, wenn wir ſie anwenden — wir, die wir offenſichtlich zu den Formen paßten wie die Fauſt aufs Auge. Wenn unſer Verſammlungsleiter am Ende einer blutigen Saalſchlacht, nachdem der Gegner ſchließlich mit dem Fenſterkreuz im Arm den Saal verlaſſen hatte, „die Sitzung für geſchloſſen“ erklärte oder frug, ob noch einer „der Herren Gegner ſich zur Sache melden wolle“ — dann wußte jeder Beſcheid. — Und die Redner ſelbſt! — Wir konnten nicht hinter einem Pult ſtehend ſprechen, weil wir das nicht gewohnt waren. In den kleinen Schankſtuben, in denen wir unſere Praxis angefangen hatten, hätte niemand dem Redner ein

Rednerpult aufgeſtellt, das gab es da gar nicht, und dazu wäre auch gar kein Platz geweſen. Da mußte der Redner während ſeiner Rede beweglich ſein, von einem Tiſch zum anderen gehen können, immer dorthin, wo ſich Widerſpruch geltend machte. Und ſo beweglich wie wir damals geweſen waren, wollten wir auch ſpäter ſein, — ſo wie wir damals dieſen oder jenen herausgreifen, anreden konnten, wollten wir das auch in ſpäteren Jahren bei größeren Verſammlungen von der Bühne, in den Sälen tun können. Auch dann ſtanden wir mal hier, mal da, und wenn da ein ganz renitenter Burſche im Parkett ſaß, der gar nicht aufhören wollte zu ſtören, dann ſprang man mit viel Getöſe von der Bühne runter in den Saal, ging auf den Betreffenden zu, möglichſt noch in die Stuhlreihe hinein — und hielt ihm nun einen Extravortrag, der meiſtens mit ſeinem Rausſchmiß endete. Solches geſchah zeitweiſe faſt Abend für Abend. Daß wir zu ſolchen und noch ganz anderen Aktionen nicht wie Deutſchnationale im Gehrock die Bühne zieren konnten, ſondern im Arbeitsanzug, möglichſt — im Hinblick auf die rein machtpolitiſche Entſcheidung — mit ſchweren hohen Stiefeln und, der Bewegungsfreiheit wegen, ohne Rock, in einem recht widerſtandsfähigen Hemd — das brauchte nicht erſt befohlen oder verabredet zu werden, darauf kam jeder von ſelbſt.

Wir traten vor das Volk hin als Menſchen, die ſich offen zum Kampfe bekannten. Wir ſprachen als Kämpfer, nicht als Gelehrte. Das, was wir zu ſagen hatten, war nicht erlernt, ſondern erlebt. Wenn unſere Sprache verſtanden wurde, ſo deshalb, weil die Not, die uns ſprechen lehrte, nicht nur unſere Not war, ſondern die aller. Wenn das, was wir ſagten, zu Herzen ging, ſo deshalb, weil es auch von Herzen kam. Wir wandten uns nicht an einzelne, ſondern an alle, und zwar immer und mit jedem Wort, und deshalb hatten wir auch das Recht, von allem, über alles und für alle zu ſprechen. Wir waren niemand ver-

pflichtet als uns ſelbſt und waren daher die einzigen, die jedes Thema völlig unbelaſtet behandeln konnten. Unſere Sätze waren kurz, knapp und klar, denn wir hatten es nicht nötig, etwas zu verbergen. Wir waren während der ganzen erſten Jahre ſtets in der Minderzahl und dem Gegner zahlenmäßig völlig ausgeliefert; wer von uns in einer Verſammlung einmal das Wort ergriffen hatte, der mußte wiſſen, daß es nun kein Zurück mehr gab, daß er vielmehr nunmehr allein von ſeiner Leiſtung abhängig ſein würde. So verlangte die ganze Situation, in der wir uns Abend für Abend befanden, ſchon das Aeußerſte von uns. Eine beſſere „Schule" konnte es nicht geben. Wir waren darauf angewieſen, verſtanden zu werden, wenigſtens auf einige einen guten Eindruck zu machen — kam es anders, ſo waren nicht nur die Verſammlungsleiter und der Redner ſelbſt, ſondern alle Parteigenoſſen am Ort auf lange Zeit hinaus blamiert. Die Folgen einer mißglückten Verſammlung brachten automatiſch die verſtärkte Aktivität und damit auch den ſichtbaren Erfolg der Gegner mit ſich. Ueberall im täglichen Leben der Parteigenoſſen wirkte ſich eine ſolche Niederlage aus. Wichtiger noch als das, was der Redner ſagte, war — wie er es ſagte. Hauptſache war, daß — allen Widerſtänden zum Trotz — die Verſammlung unbedingt durchgehalten wurde. Der Letzte, der den Verſammlungsraum verließ, mußte ein Nationalſozialiſt ſein.

So brachte unſere ganze kämpferiſche Einſtellung zu den Dingen, unſer allmähliches Aufgehen in der Gemeinſchaft der Partei, die gemeinſam zu erduldende Not und Gefahr und der Terror, mit dem wir von allen Seiten bekämpft wurden, uns immer wieder und wieder in ganz neue Situationen, mit denen wir ohne jede Hilfe von außen fertig werden mußten, ſo oder ſo. Je größer die Gefahr, deſto erfinderiſcher wurden wir im Kampf gegen ſie. Von den wenigen, die wir damals waren, mußte jeder

verſuchen zu reden, mußte jeder nachts Plakate kleben und Zettel verteilen, mußte jeder „Schmiere ſtehen“ und jeder wiſſen, wie er der „Polente“ entwetzen konnte. Weil jeder von uns auf dieſe Weiſe „handwerklich“ gebildet war, hatte der Gegner auch vor jedem von uns Reſpekt. Nur wer ſchon in der Klebekolonne, beim Propagandamarſch, in der Saalſchlacht und ſonſt überall im Leben der Gemeinſchaft ſeine Pflicht getan hatte, der verſtand etwas von Politik. Wenn ich in der Diskuſſion einer Verſammlung dem kommuniſtiſchen Gegenredner auf Grund meiner praktiſchen Erfahrung ſagen konnte, warum die von mir geklebten und geſchriebenen Plakate geleſen wurden und ſeine nicht, warum meine Verſammlung beſucht und ſeine leer war — dann war doch immer einer oder der andere unter ſeinen Genoſſen, der ſich ſagte: der verſteht was davon und unſerer nicht, wir wollen unſeren davonjagen, es iſt nichts mehr los in der KPD.! Und dann war oft der Bann gebrochen.

Uns hatte kein Menſch einen „Leitfaden für Verſammlungen und Propaganda“ mit auf den Weg gegeben. Wir haben unglaublich viel Fehler auch gemacht, aber allmählich kriſtalliſierten ſich die Geſetze heraus, die — für dieſes Volk und dieſe Zeit und gegen unſere Gegner die beſten, weil wirkſamſten, waren. Unſere Verſammlungen ſahen anders aus als die der anderen, unſere Redner ſprachen und wirkten anders als andere — das kam ganz allmählich — bis es einmal ſelbſtverſtändlich geworden war. Viel ſpäter iſt es erſt allen bewußt geworden. Heute können wir ſchon von einem „Ritus“ ſprechen, und das iſt gut, denn die nächſte Generation iſt ſchon da, ſie hat den Kampf nicht wie wir erlebt, ſie braucht und will dieſe Geſetze zum Ausbau unſeres Reiches. Solche Geſetze entſtanden nicht im Gehirn eines Neunmalweiſen, ſondern im großen Erlebnis der wertvollſten Menſchen unſeres Volkes. Und wenn wir ſie heute für kommende Zeiten

feſtzulegen uns bemühen, ſo iſt es ſicher gut, jenen tauſend kleinen Erſcheinungen und Regungen nachzuſpüren, aus denen ſie damals, vor vielen Jahren, erwachſen ſind.

Es iſt in der Zeit ſeit der Machtergreifung ſehr viel über den Kampf der Partei und ihrer Gliederungen geſchrieben worden; alle, die an dieſem Kampf einen maßgeblichen Anteil hatten, ſind gewürdigt worden — bis auf eine Ausnahme. Eine verhältnismäßig kleine Zahl, nur ein paar hundert Männer waren es, die zuſammen nie in Erſcheinung traten — von denen jeder einzelne aber allein in verantwortungsvollſter Weiſe auf vorderſtem Poſten — ja, ſozuſagen ſchon innerhalb der feindlichen Linie — ſeinen Mann zu ſtehen hatte. In einem langen und unglaublich zähen Kampf ſchlugen ſie die Brücke hinüber bis ans feindliche Ufer, von allen Seiten beſchoſſen, oft in hoffnungslos erſcheinender Poſition, ſtets unermüdlich, weil der Beſte aller in beſonderem Maße gerade ihr Vorkämpfer und Vorbild war. Unſere Redner!

In jeder Phaſe des Kampfes entſcheidend waren unſere Verſammlungen, und in dieſen wiederum die Redner ſelbſt. Weder Druckerſchwärze noch Mikrophon ſind — auch heute nicht — in der Lage, das geſprochene Wort zu erſetzen. Der Menſch legt größten Wert darauf, ſelbſt zu ſehen, wer das ſagt und wie er das ſagt, denn das alles iſt ſehr weſentlich bei der Beurteilung des Ganzen. Wir kamen zum Ziel, weil wir das erkannten und danach waren. Und wenn man zunächſt nichts anderes von uns wußte, als daß wir Zivilcourage genug beſaßen, um — allen Gefahren zum Trotz — offen die Wahrheit zu ſagen und für das Geſagte jederzeit und vor jedem einzuſtehen, ſo war das fürs erſte ſchon genug. In dem Augenblick unterſchieden wir uns ſchon von den Rednern aller anderen Parteien und hatten vor der breiten Oeffentlichkeit

ein Plus, gegen welches auch die beſte Rethorik ohnmächtig war.

Das Volk war ſo inſtinktſicher und echt. Die Klugheit unſerer Partei war es, dieſem Inſtinkt ſich anzupaſſen. Und das Glück unſerer Partei war es, von Männern geführt zu werden, die ein unglaublich feines Gefühl für den Inſtinkt der Maſſen haben.

Wenn unſere Verſammlungen vorbei waren, dann ging der Redner nicht nach Hauſe — nein, dann ſetzte er ſich in das Parteilokal — dahin, wo jeder, ob Freund oder Feind, mit ihm ſprechen konnte. Und nach einigem Hin und Her, wenn ſie erſt an ihn herangerückt waren, dann mußte er erzählen, wie es in der Umgegend ausſieht, wie die vorangegangenen Verſammlungen denn verlaufen ſind, ob er viel unterwegs ſei, und ſchließlich ſagte dann einer das, was eigentlich jeder hatte ſagen wollen: erzähl doch mal, was du ſo als Redner alles ſchon erlebt haſt! Und dann fing der Abend an gemütlich zu werden. Da war mancher dabei, der gerade aus dieſen Erzählungen hören wollte, wie weit es tatſächlich mit der Einſatzbereitſchaft, dem Idealismus und dem Glauben der „Nazis“ her iſt, ob ſie es wirklich gut meinen mit ihrem Sozialismus, oder ob das auch nur Propaganda iſt, — ob ſie wirklich zuſammenhalten oder ſich etwa doch untereinander befehden, — ob ſie nicht doch von irgend jemand bezahlt werden, oder das tatſächlich aus wirklichem Idealismus tun. — Viele Stunden ſaßen wir dann in jenen meiſt ſehr niedrigen und grenzenlos verräucherten Gaſtſtuben. Dichtgedrängt, vornübergebeugt und auf den Tiſch geſtützt lauſchten ſie ſchließlich alle andächtig, nur hin und wieder ſtellte ein ſkeptiſches, altes Bäuerlein, welches am Nebentiſch ſaß, eine lang präparierte, heikle Frage, um einen untrüglichen Beweis ſeiner ſelbſtändigen Denkungsweiſe abzulegen und den ſchönen Anſchein der Objektivität zu

wahren. Aber auch dieſe Skeptiker rückten meiſt in ſpäter Stunde näher heran.

Und gerade die, welche ſo langſam zu uns kamen, waren oft die Beſten. Immer aber iſt es der Kontakt von Menſch zu Menſch geweſen, der unſerer Bewegung neue Anhänger zuführte. Darum ſind die Erlebniſſe unſerer Redner vielfach ein getreueres Spiegelbild der Einſtellung des Volkes zu unſerer Bewegung als alles andere. Rednererlebniſſe aber erſchöpfen ſich nicht in Verſammlungserlebniſſen. Man kann das Bild nicht allein mit Schwarz und Weiß malen, man kann die ganze Oper nicht in Fortiſſimo ſchreiben — das, was dazwiſchen liegt, was zunächſt vielleicht ſo klein und unwichtig erſcheint — das erſt hält das Bild zuſammen, gibt dem Ganzen ſeinen Schluß und läßt die Betonung wirken. So geſchieht ſehr viel „am Rande des politiſchen Geſchehens", ohne welches von einem „politiſchen Geſchehen" gar nicht die Rede ſein könnte. Wer nicht weiß, wie wir lebten, der kann auch nicht wiſſen, warum wir ſo dachten und ſprachen. Hätten wir zu Hauſe ſitzen und grübeln können, wohl behütet von ſorgenden Mitmenſchen, dann wären wir niemals überzeugende Redner geworden.

Aber wir kamen nur ſelten nach Hauſe. Meiſt waren wir draußen. Irgendwo im weiten Deutſchen Reich, zwiſchen Alpenvorland und nordfrieſiſchen Inſeln, zwiſchen der rauhen Eifel und Oſtpreußens endloſen Flächen. Viele Stunden am Tage mußten verwandt werden für die Vorbereitung der kommenden Verſammlungen. Nicht etwa: Reden präparieren. Niemals habe ich das getan. Meine Rede präparierte ich — von Satz zu Satz — abends, vor der Verſammlung, am Schanktiſch ſtehend, oder auf der Bühne — und die gegneriſchen Zwiſchenrufe, ſo ein „was weißt d u ſchon von Not?", „was habenſe dir denn ſchon getan?", „bezahlt Hitler auch ſchon Prinzen?", — das

wurde meine Disposition. Nein, tagsüber mußten die Korrespondenzen mit den Parteigenossen erledigt werden, denen die Durchführung der nächsten Versammlung oblag. Tagsüber mußten Plakataufschriften erfunden werden, solche, die wieder und wieder neu waren, ins Auge stachen und trotzdem der Polizei möglichst keinen Anlaß boten. Und wenn die Plakate fertig waren, dann kamen die Flugblättertexte dran. Geschrieben mit der Hand, immer wieder dasselbe. Zum Wahnsinnigwerden! Später hatte schon dieser und jener eine eigene Druckerei, das heißt, von Druckerei kann natürlich noch keine Rede sein, denn er hatte nur einen alten, sehr schmierigen Apparat zum „Abziehen", dessen „Produkte" bei schlechtem Wetter in ein Nichts sich verwandelten. Wenn das alles fertig war — und das dauerte alles sehr lange, denn das Leben von terrorisierten Menschen besteht ja eigentlich in der Hauptsache aus Ueberraschungen, Rückschlägen, peinlichsten Störungen und sonstigen Verlegenheiten — dann fuhr ich nachmittags los, zur Versammlung. Es war nicht gut, zu viel hintereinander in ein und derselben Gegend zu sprechen. Die Polizei wurde zu aufmerksam, der Gegner hatte um so mehr Gelegenheit, sich auf einen einzustellen und sich entsprechend vorzubereiten. Darum war ich heute hier und morgen dort. Oft achtzig, hundert und mehr Kilometer weiter. Mit dem Auto oder mit der Bahn, oder in „autoähnlichen" Fahrzeugen. Diese „Autos", mit denen unsere Redner — und nur den ersten Rednern wurde überhaupt in Anbetracht ihrer enormen Inanspruchnahme ein Auto organisiert — befördert wurden, waren bestenfalls „fahrbare Untersätze" zu nennen. Wenn ich an diese „Autos" der damaligen Jahre denke, — soweit sie uns dienten und auch unser Stolz waren — dann fallen mir jene grasgrünen, zweisitzigen Opelwagen ein, die — vor Altersschwäche — zunächst einmal gar nicht starten wollten, und die während der Fahrt allen Insassen Beschäf-

tigungsmöglichkeiten in reichſtem Maße boten. Der eine mußte die Tür feſthalten, die ſelbſtverſtändlich nicht mehr ſchloß, der zweite bediente den Regenwiſcher mit der Hand, und der dritte fuhr, daß heißt, er verſuchte trotz raſendem Tempo, einem unwahrſcheinlichen Springen von Loch zu Loch, auf dem Straßendamm zu bleiben. Nicht einer, ſondern zwei, manchmal drei ſaßen dann noch hinten in dem für eine Perſon berechneten Notſitz. Beim Paſſieren der Ortſchaften begegneten wir oft Gegnern, die in Gruppen auf der Straße ſtanden — und nun war es ein ausgemachtes Pech, wenn gerade in einem ſolchen Augenblick eine Panne uns am Weiterfahren hinderte, oder wir uns nach dem Weg erkundigen mußten. Hatten die Gegner eine Uniform an, dann war es gut, andernfalls merkte man erſt ſtundenlang ſpäter, auf irgendeinem gottverlaſſenen Feldweg, daß jene Ratgeber wohl Gegner geweſen ſein mußten. So hatten mich einmal in der Eifel, in der Gegend von Adenau, welche auf den falſchen Weg gewieſen — mit dem Erfolg — daß ich erſt um 1 Uhr nachts in dem Dorf ankam, in dem ich ſprechen ſollte — und weiß Gott, dreiviertel des Saales war noch voll, ſie hatten gewartet, ohne Nachricht, im blinden Vertrauen darauf, daß ein Nazi ſein Verſprechen hält. Als ich aufhörte zu reden, war es bald drei Uhr morgens, toſender Beifall, ein großer Erfolg, trotz alledem.

Unten im Württembergiſchen war es. Ich hatte durch eine Panne ſchon viel Zeit verloren und mußte nun rausholen aus dem Wagen, was immer herauszuholen war. Wir mußten plötzlich nicht mehr weiter, ſehen da eine Gruppe Männer vor uns auf der Straße. Es war ſchon Dämmerlicht, nur ſchlecht konnte man Genaueres ſehen. Dunkle Uniformen, rote Armbinden, ſcheinbar SA.-Mützen trugen ſie. Ich fahre ran, halte, will eben ausſteigen und nach dem Weg fragen, — da brüllen ſie auch ſchon von allen Seiten: „Ihr Hitlerhunde, ihr, macht

daß ihr fortkommt", ſpringen auf die Trittbretter des Wagens, ſpucken uns an, ſchlagen zu. Auf den roten Armbinden waren „Hammer und Sichel". Ich gebe „Vollgas", der Wagen ſpringt an, kommt in Fahrt, und die Kommuniſten taumeln links und rechts herunter.

Winter 1932 — das war die Zeit der Autofallen und Verfolgungen. Auf der Strecke Ulm—München fuhr ich, damals im eigenen Wagen. Es war ein mittelgroßer Mercedes, zum Glück äußerſt ſtabil gebaut. Wie immer, war auch jetzt keine Zeit zu verlieren. Plötzlich ſehe ich vor uns auf der Straße ein großes, ſchwarzes Loch. Dicke Steine liegen drum rum, man ſah, es war von Menſchen aufgegraben. Ich bremſe ab, ein Weiterfahren ſchien unmöglich. Nur noch wenige Meter, das Tempo war ſchon herabgedrückt. Da — mit einem Male — ſpringen rechts und links viele Kerle aus den Chauſſeegräben auf, ein Hagel harter Gegenſtände, Steine, Eiſenteile ſauſen über uns hinweg; einige treffen auch das Auto, — es bleibt uns keine Wahl, wir müſſen über das Loch hinweg, — wenn der Wagen hält, nicht bricht, ſchaffen wir's — Steuer feſthalten, Vollgas geben, Zündung, das Aeußerſte muß der Wagen leiſten, wie ein Pferd ſpringt er vorwärts, die Wurfgeſchoſſe praſſeln hinter uns auf die Straße, tauſend Flüche verklingen, ein mächtiger Krach, ein ſtarker Ruck im Steuer, daß die Hände eingeriſſen ſind, — wir ſind drüber weg, der Wagen ſchleudert rechts, ſchleudert links, fängt ſich wieder und gleitet ruhig, ſchnell weiter. Da, kurz hinter dem Loch, lag ein großer Wagen im Graben, ſie hatten alſo ſchon ein Opfer gehabt — uns hatten ſie nicht bekommen, dank der Stabilität des Wagens.

In dem letzten Jahr vor der Machtübernahme paſſierte ſo etwas häufig.

Nach einer Verſammlung in Bückeburg, meiner Heimatſtadt, jagten ſie mich lange Zeit mit mehreren Mo-

torrädern durch die Nacht, aber ich war doch der ſchnellere — und in der Gegend kenne ich jede Straße, jede Kurve haargenau, ſo daß es nicht ſchwer ſein konnte, den Rekord zu machen.

Bei Koblenz wollte man mich nachts an einer Tankſtelle mit dem Spaten niederſchlagen, — und in Hangelar bei Bonn ſchoß man mir wenige Zentimeter unterhalb meines Kopfes, am hellichten Tage, auf — die Wagentür meines Mercedes. Die Polizei ſtellte ſpäter den Schuß feſt, ich glaubte auch zu wiſſen, wer der Schütze geweſen war, und erſtattete Anzeige. Immerhin: Mordverſuch. Nichts aber geſchah — das Leben eines Nationalſozialiſten galt ja damals nicht viel. Menſchen, die ich nicht kannte, niemals vorher geſehen hatte, kamen und ſagten: „Wir wiſſen, daß das paſſierte, wir haben den Schuß gehört, wir wohnen in dem Häuſerblock, aus dem geſchoſſen wurde, es kann nur derjenige ſein, den wir Ihnen eben nannten, ein Unterführer der KPD. Wir ſind nicht Parteigenoſſen von Ihnen, wir werden es aber noch, wir halten zu Ihnen, wenn man Sie ſo behandelt!“ Sie, die in demſelben Häuſerblock — es war eine elende Mietskaſerne — wohnten, kamen, um durch ihre Ausſagen zu helfen; ſie wußten, daß jeder da ſie zu uns gehen ſah, daß man ihre Verbindung zu den Nazis als Verrat an der Arbeiterklaſſe, am Proletariat, brandmarken würde, — daß ſie in Zukunft auch zu den Verfolgten zählten, ob Parteigenoſſe oder Nichtparteigenoſſe. Und welch Entſchluß gehörte damals dazu für einen „organiſierten“ Arbeiter, zu einem Nazi zu gehen, und dann noch zu einem „Prinzen“. — Noch eins war in dieſem Zuſammenhang charakteriſtiſch und iſt daher erwähnenswert: einer ſagte, er helfe mir nur, weil mir das auf dem Weg zu einer Verſammlung paſſiert ſei, wo ich reden ſollte — alſo im Dienſt Adolf Hitlers — das müßte ich wiſſen!

Viele von denen, die bisher unserer Bewegung mehr oder weniger feindlich gegenüber gestanden hatten, fanden endlich den Weg zu uns aus der Einsicht heraus, daß es doch sehr ungerecht und schlecht sei, „die Nazis, nur weil sie etwas anderes wollten, völlig zu entrechten". Es war ein gewisses Gefühl der Fairneß, von dem diese Menschen angetrieben wurden, uns beizustehen. Waren sie dann überhaupt einmal da, dann waren es auch bald ganz andere und wertvollere Erkenntnisse, die zu der Bewegung hinführten. Uns konnte dieser Weg ganz recht sein, zumal dieses Gefühl der Fairneß sicherlich Ausdruck einer im Grunde unverdorbenen Gesinnung sein mußte.

Und unsere Gegner taten ja nach Kräften das Ihre zu dieser Entwicklung, indem sie uns in immer steigendem Maße einer wahrhaft unvergleichlichen Schikane aussetzten. Keine Redner aber waren einer so vielseitigen Terrorisierung ausgesetzt wie gerade unsere Redner. Der Kampf gegen uns war dabei nicht einheitlich — sondern seine Methoden wechselten jeweils danach, wer im Augenblick auf der Gegenseite der Anstifter war und der treibende Teil. Die gegen uns angewandten Methoden waren immer um so brutaler, aber auch offener und durchsichtiger, je primitiver der Gegner war, und um so verschlagener und letzthin doch gemeiner, je mehr ein gewisser Intellektualismus sich darin auswirkte. Mir wenigstens ist es immer so gegangen, daß der Terror der Straße und die rauhe Methodik der Versammlungskämpfe wohl sehr ernsthaft und gefahrvoll erschienen — viel unangenehmer, weil zermürbender und durch tausend versteckte Kleinigkeiten aufreibender, war mir die Methodik der sogenannten „eigenen Klasse", des „eigenen Standes", der „Politisch-Reiferen".

Und in dieser Erscheinung, die nicht nur für Menschen meiner Herkunft Geltung hatte, sondern auch für alle

anderen, die ſich in die Gemeinſchaft unſerer Partei hineinlebten, ſehen wir etwas ſehr Weſentliches.

Weil unſere Partei ſich nicht an einen Ausſchnitt des Volkes, ſondern grundſätzlich ſchon nur an das Volk in ſeiner Geſamtheit wandte und jeder Redner dementſprechend zu allen und nicht nur zu Menſchen gleichen oder ähnlichen Herkommens ſprach, wurde er von denen am ſchärfſten bekämpft, die ſich durch dieſes Verhalten am meiſten „verraten“ fühlten — alſo von ſeinen „Standesgenoſſen“. Die anderen Parteien hatten ihre Arbeiterredner und ihre „Bauernredner“, unſere Redner ſprachen nicht zu „Arbeitern“ oder „Bauern“, ſondern als deutſche Menſchen zu ihren Volksgenoſſen. Schon deshalb konnten unſere Verſammlungen viel größer ſein als diejenigen der anderen Parteien.

Je länger der Kampf dauerte, um ſo ſchärfer prallten die Gegenſätze aufeinander. — Um ſo augenſcheinlicher wurde auch der Unterſchied zwiſchen dem Verhalten unſerer Gegner und dem unſerigen.

1932 ſprach ich beſonders viel im Gau Thüringen. Unter anderen auch in der Induſtrieſtadt Altenburg. Nie war ich dort zuvor geweſen. Es war die Heimat und Reſidenzſtadt meiner Vorfahren mütterlicherſeits, der Herzöge von Sachſen-Altenburg, geweſen. Bei trübem, naſſem Wetter waren wir — mit mir meine Frau und zwei SS.-Kameraden, die mich in dieſem letzten Jahr immer begleiteten, — in dieſer Stadt angekommen, die mir verſtändlicherweiſe ſo viel bedeutete. Es war nicht mehr viel Zeit bis zur Verſammlung. Ich nutzte dieſe Zeit, um allein zu dem mitten in der Stadt auf einem ſteilen Berg liegenden mächtigen, alten Schloß hinaufzugehen. Bis ich an das Schloß herankam, mußte ich durch eine große Menſchenmenge, die ſich in der Richtung auf das Verſammlungslokal zu bewegte. Der

Vergleich mit früheren, ganz und in allem vergangenen Zeiten drängte ſich mir immer und immer wieder auf. Wie wäre ich früher hier empfangen worden — und wie zog ich heute, zu Fuß, vom Regen naßgepeitſcht, von keinem gekannt, im Dunkel der Nacht und umgeben von Gegnern einſam meines Weges. Lange mußte ich am großen ſchweren Holztor pochen und warten, bis ein altes Frauchen, ängſtlich und verſchüchtert, öffnete. Lange ſtand ich ſinnend im großen Schloßhof, im Gewirr der Schatten hoher Giebelſilhouetten. Das alte Frauchen ſtand neben mir, nicht ahnend, wer ich war, und ſprach langſam, vorſichtig, von „alten, ſchönen Zeiten“. Ich merkte ihre Gegenwart nicht, ich hörte ihre Stimme nur, als ſei es die Sprache dieſer Stunde, da oben aus den vielen Zinnen und unten aus den Kreuzgewölben zugleich. Ich ſah meine Mutter aus dem Tore ſchreiten und die Wachen präſentieren, die Kommandos hörte ich deutlich und den Widerhall in vielen leeren Höfen. Das alte Frauchen ſprach von der Prinzeſſin, ſie nannte meine Mutter bei Namen — dann ging ſie, ganz leiſe weinend, weg — als ſei es ihr zu gut für einen fremden Menſchen. Sie war zum Tor gegangen und wartete da noch lange, bis ich zurückkam und aus dem Schloß ging — ohne noch ein Wort zu ſagen. Ich aber war voll von tauſend Empfindungen, fühlte mich unendlich reich und geſtärkt durch dies Erlebnis. Jetzt ging ich ſchnell den Berg hinab und in den großen Verſammlungsraum. Die damals noch ſehr rote Arbeiterſchaft Altenburgs war ſtark vertreten. Es war eine jener Verſammlungen, von denen man gleich zu Beginn wußte, daß ſie nur ſehr poſitiv oder ſehr negativ ausgehen können, viel ſtand auf dem Spiel. Sollte ich vor dieſen Arbeitern um Verzeihung bitten dafür, daß ich ſolcher Herkunft war und meinen Namen leugnen, um Gehör zu finden. Nein, zu ſtark war das Erlebnis von eben noch in mir. Ich wollte nicht durch „Regieren“ wirken, das war

niemals unſere Art — ich wollte durch Bejahung des ewig Guten mitreißen, ſo lange und ſo intenſiv, und ſo von Herzen, daß auch der Böswilligſte wenigſtens die Entſchloſſenheit und den guten Willen und den unbedingten Glauben würde anerkennen müſſen. Ich ſprach ganz aus dem Erlebnis heraus, das mich noch erfüllte. Solche Reden ſind bei jedem Redner immer die beſten geweſen. Zwiſchenrufe verſtummten bald, denn jeder Zwiſchenruf wurde in Anbetracht des Ernſtes dieſer Stunde von allen als peinlich empfunden. Es war eine jener Verſammlungen, in denen viele nicht wagten, zu klatſchen — weil ſie nicht die Stimmung verletzen konnten. Ich ſprach von den ſogenannten „guten alten Zeiten“ und von dem an innerlicher Größe reicheren Heute, ich ſprach den Arbeitern vom wahren Adel und ſeinen ewigen Werten und von dem, was artfremdes Geſindel daraus zu machen verſucht. Kurz geſagt: es war viel gewagt, aber auch viel gewonnen; die Verſammlung war eine Feierſtunde geweſen. Ein Erlebnis, das zu den ſchönſten meines Lebens zählt. — Wochenlang ſpäter wollten „ſatte“ und „prominente“ Standesgenoſſen mich dieſer Rede wegen vor den Staatsanwalt zitieren und zu Gefängnis verurteilen laſſen. Ein damals ſchon nationalſozialiſtiſch regiertes Juſtizminiſterium in Weimar hatte, Gottſeidank, ein Einſehen, und dieſer Kelch ging an mir vorüber. Der mich anzeigte und glaubte, die Rechte des „Adels“ aus der Atmoſphäre des warmen Ofens gegen einen im Kampf gegen den Bolſchewismus an der Front ſtehenden „Standesgenoſſen“ verteidigen zu müſſen — deſſen Familie war ſelbſt erſt vor gar nicht langer Zeit und dazu noch von meinem Vorfahren in den Adelsſtand „erhoben“ worden. Vertreter der Reaktion — ſie ließen nichts zu wünſchen übrig! Das Volk hat es ihnen geſagt, was in Deutſchland „Adel“ heißt. — Uns aber erſchien es immer unfaßlich, wie man Dinge noch in Diskuſſionen zerpflücken kann, die uns das Leben ſchon zu

Tatſachen werden ließ. Die anderen lehnten uns als Menſchen, als achtungswerte Volksgenoſſen ab, weil wir uns für beſtimmte Ideen einſetzten — von uns aber erwarteten ſie — daß wir ſie, trotz ihrer gegenteiligen Anſchauungen, würdigen ſollten. Viele brachen auf Grund meiner politiſchen Betätigung und meiner Reden jeden Verkehr mit mir ab, zogen von einem zum andern, um einen regelrechten Boykott meines Hauſes zu inſzenieren, ſchimpften und hetzten, wo immer ſie nur konnten. Sich als Redner betätigen, „vor der Maſſe ſprechen", „ſich zum Volk zählen" — das galt jenen als unanſtändig und verwerflich. Sie ſagten mir, ich könne und dürfe das nicht tun, ich ſolle doch zur Vernunft kommen. In unzähligen Briefen verſuchten ſie es mir auszutreiben, ja, Familienangehörige benutzten ſogar die Preſſe, um vor aller Oeffentlichkeit ſich von meinen politiſchen Machenſchaften zu diſtanzieren. Manche Rede brachte mir endloſe Briefwechſel, wochenlange Ehrenhändel und ſonſtige Unannehmlichkeiten ein. Oft, wenn man abends vor die Verſammlung trat, und ſo den ganzen Tag ſich mit ſolchen Widerwärtigkeiten hatte herumprügeln müſſen, dann war es wirklich ſchwer, frei zu reden, mitzureißen und zu begeiſtern. Und wehe, wenn man alle dieſe ſcheinbar ſo belangloſen Einzelheiten und Schwierigkeiten nicht ernſt genug nahm! Jeden Tag war Gelegenheit genug gegeben, durch eine falſche Aeußerung erledigt zu ſein, vielleicht für Monate, vielleicht für Jahre. Und wenn wir heute zurückdenken, dann können wir nicht begreifen, daß uns nicht viel mehr paſſierte — wir können wirklich ſagen, daß ein gütiges Geſchick in Abertauſenden von Fällen mit uns war und uns leitete.

Wir hatten es ja nicht mit einer uns gegneriſchen Partei zu tun — ſondern mit ſehr vielen. Heute ſprach man als Diskuſſionsredner vor dem „Herrenclub", morgen in einer kommuniſtiſchen und übermorgen vielleicht

ſchon wieder vor einer Zentrumsverſammlung. Einmal vor ſchwer beweglichen Oſtpreußen oder Niederſachſen — dann wieder vor Rheinländern. Und ſelbſt im Rahmen ein und desſelben Gaugebietes gab es Unterſchiede genug, die wieder und immer wieder eine Umſtellung der Methodik und damit eine ungeheure Elaſtizität verlangten. Vielfach hatten die gleichen Bezeichnungen ganz verſchiedene Bedeutung. In Berlin gab es z. B. eine demokratiſche Partei und es gab auch eine ſolche in Württemberg. Trotzdem war mancher ſchwäbiſche „Demokrat" in ſeinem Denken viel konſervativer als mancher „Deutſchnationale" in Berlin. Wehe dem Redner, der nun mit Argumenten, die in Berlin richtig ſein mochten, in Württemberg Eindruck ſchinden wollte! Man hat uns oft zum Vorwurf gemacht, wir „redeten der Verſammlung nach dem Munde". — Ja — das taten wir auch, und gerade dadurch waren wir — unter anderem — im Vorteil. Wir ſprachen die Sprache, die von der Verſammlung, vor der wir gerade ſtanden, am beſten aufgenommen werden mußte. Denn es konnte uns nicht darauf ankommen, am Wortlaut zu kleben. Wir wollten und mußten die verſchiedenſten Menſchen erſt mal aus ihren Hemmungen und Vorurteilen frei machen, zu dieſem Zweck mußten wir zunächſt erreichen, daß ſie uns überhaupt anhörten und das Geſagte ernſt nahmen, — dann konnten wir immer deutlicher werden. Darum haben wir aber niemals die Idee verlaſſen, nur die Ausdrucksweiſe änderte ſich, und das mußte ſo ſein. Denn auf den Erfolg kam es an. Der Erfolg gab uns ja ſchließlich auch recht.

Die Partei als ſolche war wohl in der Lage, mich in einer Verſammlung als Redner zu propagieren, es lag aber ſchließlich allein an mir, ob mich die Verſammlung zu Wort kommen ließ und meine Rede anhörte. Wenn ich mich von Sprech- und Lachchören auf die Dauer nicht einſchüchtern ließ und auf plumpe Drohungen hin nur um ſo

frecher wurde — dann ſagte ſich auch mancher Kommuniſt: laß den mal reden, wenn er auch ein Prinz iſt und ſicher ein miſerabler Kerl — er ſetzt alles dran, und da muß man ihm eine Chance geben. — So hatte mich die Gauleitung Köln einmal im Aachener Braunkohlenrevier, in Ahlsdorf, angeſetzt. Wir alle waren uns vorher darüber ganz klar, daß es ſehr ſchwer ſein würde, da überhaupt zu Wort zu kommen, denn Ahlsdorf war damals ſozuſagen rein kommuniſtiſch. Das Vorhaben allein ſchon, ausgerechnet mich als Redner dort anzuſetzen, wurde von den Gegnern als eine offene Provokation der Nazis gegen die „Bevölkerung" von Ahlsdorf aufgefaßt. „Gebt dem Naziprinzen den Empfang, der ihm gebührt", „Tod den Nazihunden mit ihrem Arbeiterprinzen", und ähnlich lauteten die Begrüßungsſchriften. Aber in dieſem Fall war das Wagnis an ſich tatſächlich ſchon der Gewinn. Es gab nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir konnten die Verſammlung durchführen, dann hatten wir den Gegner in ſeiner eigenen Hochburg bis auf die Knochen blamiert — oder wir wurden zuſammengeſchlagen, dann hatten wir ihn immerhin dort anzugreifen gewagt — und wir waren die Märtyrer. Ich fuhr abſichtlich nur in Begleitung eines Kameraden hin, ich ſprach ohne große Einleitung, nicht von einem Pult oder einer Bühne aus, ſondern mitten im Saal ſtehend, — und zwar immer genau gegen diejenigen gerichtet, die im Augenblick die Widerſpenſtigen zu ſein ſchienen. Gewiß, es gab viel Krach, Lachen, Poltern, Zwiſchenrufe — aber mehr gab es nicht. Und nach einiger Zeit war es ſogar ganz ruhig im Saale. Ich ſprach lange und ſo eindringlich wie nur möglich. Ja, hier und da, wenn es der Nachbar nicht ſah, nickte ſchon einer heimlich Beifall, — da klatſchten ſchon welche, und am Schluß war der Geſang des Horſt-Weſſel-Liedes ſtärker als das Pfeifen der Gegner. Stumm, die Hände weit in den Hoſentaſchen, ſtanden die Kumpels in Grup-

pen um mein Auto und den ganzen Weg entlang, als ich wieder wegfuhr. Kein Stein flog, und es hat noch nicht einmal einer gespuckt. Wieviele „gute" Vorsätze sind da wohl zuschanden geworden? Am folgenden Tage aber wurde die Spaltung der Kommunistischen Partei in Ahlsdorf bekannt, viele fanden den Weg zu uns und heute ist auch Ahlsdorf nationalsozialistisch. Denen hätte ich Worte wie z. B. Nation, Vaterland, Soldatentum, Heldentum, Gott, Gerechtigkeit — gar nicht sagen dürfen, solche Worte hätten diese Menschen nicht einmal mit Wutausbrüchen, sondern nur mit einem furchtbar höhnischen Spott beantwortet. Das Wort „Sozialismus" aus meinem Munde hätte voraussichtlich das sofortige Ende bedeutet, denn in diesem Punkt waren sie am empfindlichsten. — Ich sagte ihnen das, was sie von der kommunistischen Partei erhofften, und zwar so unzweideutig, daß sie es — innerlich natürlich nur — zugeben mußten. Dann bewies ich ihnen — auf Grund meiner Erfahrungen im täglichen Kampf —, daß die KPD.-Führung aber einen ganz falschen Weg gehe, daß wir hingegen bereit wären, ihnen auf einem anderen Wege zu helfen, — daß wir unseren Weg so oder so gehen würden, unter allen Umständen. Die mußten einsehen, daß wir hart und unerbittlich sind, sie mußten erkennen, daß wir vor nichts zurückschrecken und in der Lage sind, mit allen Mitteln und überall zu kämpfen, weil uns ein felsenfester Glaube erfüllt und nicht ruhen läßt.

Anfangs gab es ausschließlich nur solche und ähnliche Kampfversammlungen. Später war manche Versammlung unserer Partei schon eine wahre Feierstunde. Die Bewegung wurde immer geschlossener, Terror und Not drängten uns mehr und mehr zusammen — und die Erfahrung erzog uns in immer zunehmendem Maße zur Treue.

So ſprach ich einmal in einer württembergiſchen Induſtrieſtadt. Es gab kaum einen größeren Ort in jener Gegend, den ich nicht ſchon heimgeſucht hatte. Gerade auch aus den Reihen der ſehr konſervativ eingeſtellten Württemberger kamen viele in meine Verſammlungen, die ſonſt nicht in die Verſammlungen unſerer Partei gingen. Sie wußten von meiner Verwandtſchaft mit ihrem letzten König, der ſich allgemein einer großen Beliebtheit erfreut hatte, und hatten vielleicht nicht zuletzt dadurch den Weg zu uns gefunden. — Dieſe Verſammlung war wohl von etwa 1500 Menſchen beſucht und ſomit für die damalige Kampfzeit eine wirklich große Verſammlung. Noch nie hatte die Stadt eine ſolche Naziverſammlung erlebt. Aber auch die Aktivität der Gegner war beſonders groß. Aus der ganzen Umgegend war Polizeiverſtärkung herangeholt worden. Nachmittags, vor meiner Verſammlung, hatten die Kommuniſten einen großen Demonſtrationszug durch die Stadt ziehen laſſen mit der Parole: „Niemand in die Prinzenverſammlung!“. — Abends war das ganze Verſammlungsgebäude durch ein ſtarkes Polizeiaufgebot umſtellt. Doch es dauerte nicht lange, ich hatte kaum zu ſprechen angefangen, da fingen die kommuniſtiſchen Maſſen draußen an, gegen das Verſammlungsgebäude Sturm zu laufen. Im Saal hörten wir, zuerſt unterdrückt und leiſe, dann immer, immer lauter das Pfeifen, Johlen und Schreien der Volksmenge. Von Zeit zu Zeit ging die Polizei in Ketten vor und drängte die Menge wieder vom Gebäude ab — jedoch auf die Dauer konnte die Polizei — die ſich eigentlich, den Vorſchriften der Regierung entſprechend, von den Roten zuerſt „verhauen“ laſſen mußte, bevor ſie energiſch vorgehen durfte — nicht ſtandhalten. Nun war die Menge bis an die Saaleingänge vorgedrungen. Der Lärm war ſo ſtark, daß ich kaum noch, unter Aufbietung aller Kraft, dagegen anbrüllen konnte, obwohl ja noch niemand in den Saal ſelbſt eingedrungen

war. Es ſchien ſich aber nur noch um wenige Minuten handeln zu können. Sie rannten ſchon von neuem von außen gegen die Saaltüren an, die mächtig krachten und knackten und ſich ganz nach innen biegen ließen. — Jetzt geſchah etwas ganz Sonderbares. — Zuerſt einige, dann mehr und mehr Menſchen im Saal ſtanden auf, nach wenigen Sekunden ſtanden alle — und ſangen. Niemand hatte das vorgeſehen, es entſprach keineswegs dem Programm der Kundgebung — ich war ja mit meiner Rede noch gar nicht fertig. Allerdings war der Lärm von draußen her wohl ſo ſtark, daß meine Worte nur von den Nächſten noch gehört wurden. Der ganze Saal war bald erfüllt von den Klängen des Liedes, alle ſangen, alle — ſo laut wie nur möglich, und doch bewußt ruhig. Sie ſtanden da vor mir, Männer und Frauen, alte und junge, Parteigenoſſen und Nichtparteigenoſſen, Freunde und bisherige Gegner — und ſangen. Aber ſie ſangen kein Kampflied der Bewegung — das wäre mir ſofort verſtändlich geweſen — ſie ſangen ein Lied, das mit unſerer Bewegung gar nichts zu tun hatte — das aber im Augenblick wohl als die ſchärfſte Oppoſition gegen das da draußen und zugleich als eigenartig empfundene Anerkennung für mich gelten ſollte. Es war das württembergiſche Königslied: „Preiſend mit viel ſchönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl, ſaßen viele deutſche Fürſten einſt zu Worms im Kaiſerſaal“. Mächtig übertönte dieſes ſchöne Lied den Lärm, es war für alle, die wir es erlebten, eine zwar merkwürdige, aber doch außerordentlich wirkſame und letzthin ſehr ſchön empfundene Demonſtration. Das Württemberger Lied ſangen alle hier im Saal — unſere Kampflieder hingegen wären damals nicht von allen geſungen worden. Jetzt im Augenblick aber kam es darauf an, die Sprengung der Verſammlung zu verhindern, — wenn die draußen etwas erfahren ſollten von der Einigkeit drinnen, dann war es das einzig Mögliche, gemeinſam

zu ſingen. Aber es mußten ſchon alle ſingen, ſonſt würde es nicht laut genug ſein, vielleicht ſogar einen ſchlechten Eindruck auf die da draußen machen, ſie erſt recht ermutigen, den Saal zu ſtürmen und ein furchtbares Blutbad anzurichten. Nur dieſes Lied aber würden alle kennen und ſingen. Niemand gab den Befehl dazu. Einer, irgendeiner hat angefangen — und die Situation gerettet. Denn als das Lied geſungen war, da krachten die Saaltüren ſchon nicht mehr, und der Lärm draußen hatte nachgelaſſen. Wir ſchloſſen die Verſammlung mit dem Horſt-Weſſel-Lied. Die Saaltüren wurden geöffnet — und ſingend zogen die Menſchenmaſſen aus dem Saal, auf den dunklen Platz hinaus, wo eben die Kommuniſten noch geſtürmt hatten. Sicher aber iſt, daß jetzt viele gern unſere Lieder mit uns ſangen, die früher nicht einmal in unſere Verſammlungen kamen. Das Württemberger Lied aber hatte unſere Verſammlung gerettet, ein Blutvergießen verhindert, unſerer Partei ſehr viele Freunde gewonnen und den Feind für lange Zeit zur Genüge eingeſchüchtert. Ich kam erſt ſpät aus dem Saal heraus, die Polizei war ſchon abgerückt. Draußen ſtanden noch einige hundert Menſchen, zum großen Teil Kommune — man ſah es ihnen ja an. Als ich abfahren wollte, verſagte der Motor. Der Anlaſſer funktionierte nicht. Eine peinliche Situation. Die Umſtehenden fingen an, höhniſche Bemerkungen zu machen — es kam eine Stimmung auf, die uns leicht doch noch hätte zum Verhängnis werden können. Polizei und auch unſer Saalſchutz waren fort, wir waren nur noch eine Handvoll Nazis gegen viele Gegner. Was blieb anders übrig als ein äußerſter Verſuch. Mit ein paar guten Witzen der Situation den Ernſt nehmen. Das tat ich auch — und ſiehe da, viele lachten, ich konnte wieder zu ihnen ſprechen, wir waren gerettet, und ſchließlich packten ſie mit an und halfen mir den Wagen in die nächſte Garage ſchieben. Die Reparatur war nicht ſchnell durchzuführen, ich mußte

beſchließen, meinen Wagen bis zum nächſten Tage dort zu laſſen. Einer der Kameraden bot mir an, mich in ſeinem Wagen nach Hauſe zu fahren. Das waren immerhin etwa 70 Kilometer. So zogen wir denn zu Fuß durch die Stadt, um den Wagen des Kameraden zu holen. Unterwegs — ſie gingen alle mit, ohne daß man im Dunkel der Gaſſen erkennen konnte, ob es Freund oder Feind war — ſagte einer, — ich werde es nie vergeſſen — eigentlich hätte er mich heute „kalt machen" wollen, und nun zeige er mir ſogar den Weg, das ſei doch eine verrückte Welt. —

Es hatte namentlich für uns Redner oft etwas wirklich Rührendes an ſich — die Art und Weiſe, in der ſich das Volk unſerer Bewegung zuwandte und uns zu helfen bereit war. Dem Gegner war der Staat mit all ſeinen Einrichtungen gegeben; je rigoroſer aber der Staat gegen uns vorging, um ſo mehr ſchloß ſich das Volk uns an. Trotzdem aber haben wir uns niemals in eine an ſich ſtaatsfeindliche Stellung hineinmanövrieren laſſen. Es ergab ſich ſchließlich das mehr als groteske Bild, daß die ſtaatsverneinenden und zerſtörenden Elemente mit den Mitteln des Staates gegen die eigentlich ſtaatsbejahenden Elemente vorgingen und ſich — nicht zuletzt deswegen — längſt ein Staat im Staate bilden konnte. Die Art und Weiſe aber, wie man die Mittel des Staates anwandte, verriet nur allzu deutlich, daß diejenigen, welche den Staat repräſentierten, gar keinen politiſchen Inſtinkt mehr beſaßen. Keine Regierung kann auf die Dauer das Volk ſchikanieren, denn das Volk iſt endlich immer der klügere von beiden. Die Zahl der Verbote und Verordnungen wuchs damals, namentlich während der beiden letzten Kampfjahre ins Schwindelhafte — um ſo mehr Umgehungsmöglichkeiten und Auswege aber gab es auch ſofort.

Durch die Uniformverbote ſollten unſere Organiſationen zerſchlagen werden — die Wirkung aber war: das Gegen-

teil. Vor einer Verſammlung im ſüdlichen Teil Thüringens kam ein höherer Polizeioffizier zu mir und muſterte meine Kleidung. Das geſchah nicht etwa in einem Nebenraum, ſondern am Saaleingang. Alles, was ich trug, war den Uniformſtücken auffallend ähnlich, entweder im Schnitt oder in der Farbe — niemals aber in beidem. Dagegen war alſo nichts zu machen. Einzige Ausnahme war, daß meine Hoſe von einem vorſchriftsmäßigen SA.-Koppel gehalten wurde. — Der Polizeioffizier machte mich darauf aufmerkſam, daß dieſes Koppel verboten ſei. Er ſchrie mich an, und das war gut ſo, denn auf dieſe Weiſe erregte dieſer Zwiſchenfall allgemeine Aufmerkſamkeit. Als er mir dann kategoriſch erklärte, ich dürfe dieſes Koppel nicht tragen, da gab ich ihm — auch wieder möglichſt laut natürlich — zur Antwort: Ich würde das Koppel wohl abmachen, wenn er es als „ſtaatsfeindlich" betrachte — aber ich verlöre dann auch beſtimmt während der Rede meine Hoſe — und daran ſei dann die hohe Polizei ſchuld. — Der Polizeioffizier wußte nichts weiter, und ein Beifallsſturm brach ſchon jetzt vor der Eröffnung der Verſammlung los, wie ich ihn mir beſſer als Einleitung gar nicht hätte wünſchen können.

Ein anderes Mal — auch in Thüringen und zwar in Hildburghauſen — kam vor der Verſammlung ein Polizeioffizier zu mir und ſagte, er könne mir nur dann die Erlaubnis zum Sprechen geben, wenn ich ganz ſicher nichts über „Politik" ſagen würde. Ich begann dann meine Rede damit, daß ich der Verſammlung dieſe Bedingung mitteilte und erklärte, ich werde über Politik reden — und zwar ausſchließlich — aber nicht über das, was im Sinne der Weimarer Verfaſſung unter Politik zu verſtehen ſei. Da ja der Herr Polizeioffizier ſich an die Begriffsſetzung der Weimarer Verfaſſung halten müſſe, könne er nur eine ganz beſtimmte Auffaſſung von Politik meinen, die uns wiederum gar nicht intereſſiere, da wir

ſie als veraltet betrachteten. Ihn könne hingegen das nicht intereſſieren, was wir unter Politik verſtehen, denn das werde ja von ſeinen Vorgeſetzten und Freunden als harmloſe Utopie bezeichnet. Im übrigen würde ich ſogar ſo entgegenkommend ſein, das verbotene Wort „Politik“ nun nicht mehr in den Mund zu nehmen. — Darauf verließen die Polizeioffiziere den Saal. Wir hatten im Lauf der Jahre aber Erfahrungen genug geſammelt, um zu wiſſen, daß Spitzel zurückblieben und der „Auszug der Polizei“ nur den Zweck hatte, uns zu unvorſichtigen Bemerkungen zu reizen.

So gab es eigentlich keine Verſammlung damals, die nicht irgendeine Ueberraſchung brachte. Ich ſprach 1932 auch viel im Gau Unterfranken. In jenen ſchönen, kleinen, alten Mainſtädtchen war die Bayeriſche Volkspartei zu Hauſe, und wo die „Schwarzen“ regieren, da haben's die Juden gut. — Darum gab es in dieſen Städten oft monatelang keinen Raum für eine Verſammlung der „Nazis“. Die Säle bekamen wir ſchon gar nicht, denn die hielt der Gegner feſt. — In einem Städtchen hatte bisher unſere Partei noch keine Verſammlung halten können. Aus dem einfachen Grund, weil die Juden immer im letzten Augenblick die vorhandenen Säle mieteten. Dieſes Mal aber klappte es, die erſte Verſammlung konnte abgehalten werden. Und zwar in dem zweitgrößten Saal des Ortes. Den größten Saal hatte an dieſem Abend die Bayeriſche Volkspartei. Als ich in den Ort hineinfuhr — durch ein ſchönes altes Stadttor und dann die breite Hauptſtraße entlang —, da ſah ich nur einige wenige SA.-Männer, ſonſt niemand. Alles war ſtill, wie ausgeſtorben, ja ſogar die meiſten Fenſterläden waren geſchloſſen. Das wirkte um ſo eigenartiger, weil es im Hochſommer war und infolgedeſſen noch ganz hell draußen. — In dieſen kleinen Städten am Main wohnen ſehr viele Juden, namentlich aber in dieſem Städtchen — und alle Juden

demonſtrierten gegen mein Erſcheinen durch Schließen der Fenſterläden. — Vor dem Haus, in dem nun meine Verſammlung ſtattfinden ſollte, ſtanden Gegner, die die ankommenden Verſammlungsbeſucher abwieſen. Sie ſagten, die Verſammlung der Nazis ſei abgeſagt und man könne wieder nach Hauſe gehen. Wir ſchickten darauf gleich einige Kameraden vor das Verſammlungslokal der Bayeriſchen Volkspartei und ließen dort verkünden: „Die Verſammlung der Bayeriſchen Volkspartei findet in dem Saal ſtatt, in dem die abgeſagte Naziverſammlung ſein ſollte!“ Tatſächlich kamen auf dieſe Weiſe ſehr viele Zentrümler in unſere Verſammlung. Und wenn die Bauern erſt mal bei uns ſaßen, dann blieben ſie auch. — Der Zentrumsredner drüben, im anderen Saal, ſprach vor ziemlich leeren Bänken. — Und um ihn nun völlig lächerlich zu machen, vollbrachten unſere braven Anhänger folgendes „Meiſterſtück“: Sie führten während ſeiner Rede, oben in den Saal, der wie alle dieſe Säle in der dortigen Gegend im erſten Stock war, einen leibhaftigen großen Ochſen die Treppe hinauf — und ſtellten ihn zum Redner. Es muß ein unwahrſcheinlich komiſches Bild geweſen ſein: der von Geiſtigkeit ſtrotzende Zentrumsjünger — und der Ochſe. Auf jeden Fall ſiegte der Ochſe — denn der Zentrumsjünger konnte ſich gegen die Lachſalven der Verſammlung nicht mehr durchſetzen und mußte abtreten. Ein Ochſe hatte die Verſammlung geſprengt, der Bann war gebrochen. Viele Beſucher der gegneriſchen Verſammlung kamen nach dieſem Erlebnis noch in meine Verſammlung herüber, unſer Saal war zum Berſten voll, unſere Kundgebung wurde ein gewaltiger und für dieſes Städtchen ein ſogar entſcheidender Erfolg. Der primitivſte Volkshumor hatte ſich ſtärker erwieſen als alle Raffiniertheit der vereinigten Gegner. Typiſch und zugleich glücklich war, daß dieſer Humor für uns und gegen die anderen arbeitete.

Während der Kampf unſerer Gegner nur abzielte auf das Einreißen des Beſtehenden und das ewige Negieren des Gegebenen — und ſomit immer mehr ſeine Erfüllung ſuchte in der Verneinung des Lebens —, wurden wir trotz größer werdender Not immer lebensbejahender, freier und innerlich froher. Wir konnten ſo ſein und mehr und mehr ſo werden, weil wir unſer Volk kennen lernten mit all ſeinen Nöten und Schmerzen, aber auch mit ſeinen Freuden und großen Qualitäten. Der Kampf, das Ringen um das Volk, führte uns alle tiefer in das Volk — je weiter unſere Gemeinſchaft wurde, um ſo geborgener konnte ſich ein jeder in ihr fühlen, um ſo ſicherer und zuverſichtlicher konnte er ſich dem Leben ſtellen — und um ſo froher wurde er auch.

So haben gerade wir als Redner Adolf Hitlers in hervorragendem Maße kämpfen müſſen, aber wir haben auch ein beſonders ſchönes, weil an tiefſtem Erleben reiches Leben dafür gewonnen. Nur wer dieſes deutſche Volk wirklich kennt, der wird es lieben können — und nur, wer es mit der ganzen Kraft ſeines Herzens liebt — der wird daran glauben und dadurch Nationalſozialiſt ſein.

Noch einmal: Adel

Der Adel iſt nicht 1918 und erſt recht nicht 1933 „ausgeſchaltet“ worden, ſondern ſchon viel früher. Es gab eine Zeit, die vom Adel beſtimmt wurde — das war eine große und ſtolze Zeit —, aber ſie liegt weit hinter uns. Hermann von Salza, Götz von Berlichingen, Ulrich von Hutten ſind nur einige von vielen ihresgleichen geweſen. Sie waren adelig in ihrer Geſinnung und ſie kämpften bewußt als Adel. Sie hatten ſich als die Beſten erwieſen und hatten daher auch das Recht, als die Beſten zu gelten. Sie lebten nicht vom Volk und von der Zeit, ſondern ſie lebten ihrem Volk und ihrer Zeit voran. Nie wieder iſt eine Gemeinſchaft von Menſchen ſo ſtark, ſo einheitlich in ihrer weltanſchaulichen Ausrichtung, ſo integer in ihrer Haltung und kühn im Denken wie im Handeln geweſen. Leben und Kampf des Deutſchen Ritterordens iſt wie ein einziges Heldenepos.

Dann aber kamen die Städte, und das Bürgertum drängte den Adel zurück. Lange und ſehr erbitterte Kämpfe leiteten die Zeit des Bürgertums ein, die Zeit des Adels war vorbei. Eine Blütezeit kam, wie ſie Deutſchland nie zuvor erlebt hatte — Reichtum und Wohlſtand breiteten ſich aus, Anſchauungen und Prinzipien des Adels galten als überwunden, und der Adel ſelbſt zog ſich mehr und mehr zurück. Er löſte ſich nicht etwa im Volksganzen auf, er verband ſich auch nicht mit dem nun bald viel mächtigeren Bürgertum — nein, er ſchloß ſich nach außen hin möglichſt ab und kaprizierte ſich auf ein-

zelne wenige Berufe. Und dieſe Auswahl, die ſie trafen, und die mit der Zeit bei ihnen — Jahrhunderte hindurch — zur Tradition geworden iſt, ſie entſprach dem geiſtigen Erbe aus der großen Zeit. Die Waffe, die ſie früher aus eigenſter Initiative gebraucht hatten, — die führten ſie nun im Dienſte ihrer Souveräne. Sie lebten nicht um zu verdienen, ſie lebten um zu dienen. Sie dienten nicht irgendeinem Geldſack, irgendeiner reichen Stadt — ſie dienten ihrem Landesherrn und damit ihrem Volk. Der Adel gab der Nation die Offiziere. Und ſo kam es, daß im Offiziersſtande die gleichen Grundſätze Geltung hatten wie im Adel. Die Maſſe des Adels iſt immer arm geweſen. Er brachte es im Leben oft zu hohen Ehren — aber faſt nie zu viel Geld. Und wenn einmal einer z. B. durch Heirat reich geworden war, dann hat er das Geld — zu dem er gar keinen inneren Konnex hatte — meiſt ſehr ſchnell wieder verloren. Diejenigen, welche ſich anderen Berufen zuwandten, wurden als Außenſeiter angeſehen — ſie waren es auch oft —; jedenfalls ſetzten ſie ſich eigentlich niemals durch. Unglaublich groß iſt die Zahl der Adeligen, die — im Laufe der Jahrhunderte — „in des Königs Rock", in Krieg und Frieden, erfüllt von einer eiſernen Pflichtauffaſſung und hervorragend durch ihre abſolute Unbeſtechlichkeit auf allen Gebieten des Lebens ein — äußerlich geſehen — meiſt recht kärgliches Leben friſteten. Es wird ſo oft in der Welt von dem Typ des engliſchen Gentlemans geſprochen, man kann ihn nicht genug rühmen — ich glaube, daß dieſer Typ des adeligen deutſchen Offiziers viel anerkennenswerter, viel bewundernswerter iſt.

Im 19. Jahrhundert wurde das Bürgertum immer reicher und immer ſatter. Der Materialismus wurde zur Religion erhoben. Kein Wunder, daß der Beſtand des Adels jetzt gefährdet war. Die Verſuchungen wurden immer größere. Schulden wurden leicht gemacht, weil man

mit Geld nicht umzugehen verſtand. Der Adelige fühlte ſich vom Geld unabhängig, und darum fürchtete er auch den Verluſt des Geldes nicht. Bis er eines Tages erkannte, daß der Staat ſich von dieſem Standpunkt diſtanzierte. Das herrſchende Regime fing an, beſtechlich zu werden. Die, zu denen der Adel gewohnt war, aufzuſehen, — denen zu dienen ihm eine Ehre geweſen war, — ſie glaubten für Geld Macht eintauſchen zu können und gingen „fechten". Namentlich in den großen Ländern war das ſo, die kleinen blieben intakt. Oeſterreich, Preußen und Bayern gingen voraus. In dieſen Ländern iſt heute noch der Prozentſatz des Geldadels und ſchließlich auch des Judentums im Adel am größten.

Der Adel wurde wie ein beliebiger Orden verliehen, und zwar für Verdienſte, die mit den Prinzipien des Adels ſchon in gar keinem Zuſammenhang mehr ſtanden. Die Söhne dieſer „Adeligen" gingen nur „in die erſten Regimenter" oder wurden überhaupt nicht Offiziere, ſondern Kaufleute — blieben in der „Branche". Sie heirateten natürlich das, was ihre Väter groß gemacht hatte — das, dem ſie alles verdankten, — Geld. Was immer ſie auch taten, ſie taten es als Menſchen des Geldes. Sie waren unadelig in jeder Beziehung — und ſie zählten durch die ihnen „verliehenen" Namen zum Adel. In einzelnen Fällen ging man ſogar ſo weit, z. B. alte ehrwürdige, adelige Namen auszugeben an Sprößlinge aus einem unehelichen Verhältnis eines Fürſten mit einer jüdiſchen Tänzerin.

Immer dann, wenn eine Weltanſchauung alt wird, verlieren ſich ihre Anhänger in Extremen. So auch hier. Die einen ſind ſtrenger denn je, mehr aus Tradition als aus dem Bewußtſein einer Notwendigkeit heraus — und die anderen haben ſcheinbar geradezu eine Freude daran, alle bisherigen Gebote unbeachtet zu laſſen, ihnen abſichtlich entgegenzuhandeln, ſie mit Füßen zu treten. Ja, es gab

— und gibt ſogar heute noch Fälle, in denen ein und derſelbe Menſch gleichzeitig zwei ganz entgegengeſetzten Anſchauungen huldigt, — einmal in bezug auf die Beurteilung anderer — und zum anderen in der Beurteilung ſeiner ſelbſt. So habe ich „Adelige" geſehen, die die Handlungen, das Verhalten ihrer nächſten Angehörigen und ihrer „Standesgenoſſen" überhaupt ſehr ſtreng kritiſierten und kompromißlos nach den alten Anſchauungen und Grundſätzen beurteilten, während ſie ſelbſt in bezug auf ihr eigenes Leben ſich ſehr wenig danach zu richten bereit waren. Am auffallendſten ſind dieſe Kontraſte in jenen Adelsfamilien geworden, die finanziell beſonders gut geſtellt ſind. Wehe dem z. B., der „unebenbürtig" heiraten wollte, mag das Mädel noch ſo nett und einwandfrei ſein. Man wird ihn vielleicht aus der Familie ausſtoßen, ihn „in der Geſellſchaft" unmöglich machen und ihm das ganze Leben vergällen. Ein anderer — ſein Bruder vielleicht — lief ſeit Jahren mit einer jüdiſchen Freundin herum — iſt vielleicht als Gigolo in einem Nachtlokal angeſtellt geweſen, — machte vielleicht finſtere Wechſelgeſchäfte und ſonſtige Schiebungen — aber das war alles nicht ſo ſchlimm.

Da war z. B. ein Mann, anfänglich mit viel Geld und einem ſehr gut klingenden Namen, der lebte ſeit Jahrzehnten nur von Schiebungen. Meiſt ſchob er mit Autos. Er ſchob ſo erfolgreich, daß er ſich einen ſtattlichen Beſitz zulegen konnte. Ab und zu wurde er geklappt und dann auch beſtraft. Man hörte dann, er „ſei auf längere Zeit verreiſt". Wenn er wieder „im Lande war", dann hatte er auch ſein Haus wieder voller Gäſte — viele Standesgenoſſen. In Berlin lebte er „mit Gäſten" wochenlang in den teuerſten Hotels. So ging das Jahr für Jahr. Ein regelrechter Lump! Hat man ihn verſtoßen? Hat man von ſeiten der Standesorganiſationen gegen ihn Front gemacht? Nein!

Es gab Angehörige des Adels in allen Parteien und politiſchen Gruppen, vielfach ſogar auf exponierten Poſten. Es gab auch Adelige bei den Demokraten, bei den Sozialdemokraten, ja, ſogar: bei den Kommuniſten. — Die Zugehörigkeit zu einer demokratiſchen, marxiſtiſchen oder gar kommuniſtiſchen Organiſation war unbedingt ein Verrat an jeder geſchichtlich gewordenen Auffaſſung und Einſtellung des deutſchen Adels. Ein Adeliger, der da mitmarſchierte, ſtand im offenen Kampf gegen alle jene Grundſätze, denen er ſeinen Namen verdankte. Das war wirklich ein „Renegat". — Die Adelsorganiſationen konnten ihn nicht daran hindern, aber ſie hätten die Pflicht gehabt, ſofort von ihm abzurücken und ſomit den Schild ihres Namens rein zu halten. Ich und mit mir manche andere haben das ſeinerzeit in offenen Briefen u. a. oftmals gefordert. Immer wieder riefen wir zum Kampf gegen jene auf. Schon damals — ich denke vor allem an einen Aufruf von uns im „Völkiſchen Beobachter" des Jahres 1929 unter der Ueberſchrift „Deutſche Adelige greift mit an!" — traten uns viele bei. Aber das waren ganz andere als die hier zuletzt Beſchriebenen. Das waren welche aus jenen verarmten Offiziersfamilien, von denen ich zu Anfang ſprach. Das waren ſolche, die noch ſo dachten wie ihre Vorfahren zu Friedrichs des Großen Zeiten. Das waren vor allem vollkommen uneigennützige Menſchen, die ſtill und beſcheiden ihre Pflicht taten und immer ſich bemühten, beiſpielhaft zu leben. Sie waren immer durch und durch Nationaliſten geweſen — und die große Not, in der ſie jetzt lebten, machte ſie auch zu Sozialiſten.

So gingen unter der Firma „Adel" ganz verſchiedene Menſchen. Nichts hatten ſie miteinander gemein — außer ihrem Adelsprädikat. Das Volk aber ſah zunächſt nur dieſes und fällte dann ſein Urteil über „den Adel". Das Volk ſah zunächſt diejenigen, die am meiſten auffielen.

Und das waren natürlich nicht jene guten, pflichttreuen, anständigen Kerle — die irgendwo im Verborgenen einer kleinen Stadt oder auf einem kärglichen Landbesitz ihr Dasein fristen, sondern jene verkapitalisierten „Herren", die ihren Namen als Aushängeschild benutzten und deshalb gar nicht genug auffallen und „angeben" konnten.

Das Volk empfand sie mit Recht als Schmarotzer, mit Unrecht aber nannte man das „den Adel". Der gute Teil des Adels war inzwischen zu ohnmächtig geworden, um dagegen auftreten zu können; in den Adelsorganisationen war er schwach vertreten. Um den Adelsbegriff und all das, was an sehr schönen und guten Werten seit alters her in ihm verkörpert war, zu treffen, zog auch der Jude gegen ihn zu Felde. In Presse, Film, Literatur und Theater machte man sich über „den Adel" lustig, nicht etwa, um jene Pseudo-Adligen zu vernichten, sondern um die guten zu erledigen. Das Thema „Adel" wurde schnell zu einem der beliebtesten unter all den Themen der jüdisch-marxistischen Propagandaarbeit. Es wurde ganz systematisch eine Adelsfeindschaft gezüchtet — es gehörte bald zum „guten Ton", gegen den Adel Sturm zu laufen. Keine marxistische Versammlungsrede, die nicht dieses Thema berührte. Seit Jahrhunderten war der Adel kein politischer Faktor mehr — und doch griff man ihn politisch so intensiv an. Die Marxisten wußten sehr wohl, daß sie machtpolitisch vom Adel nichts zu fürchten haben würden, solche Gründe waren nur scheinbare — in Wirklichkeit wollten sie mit diesem Kampf als Werkzeug jene ganz bestimmte, unbestechliche Haltung und Anschauung ausmerzen, die ihnen als solche, allerdings gefahrdrohend, gegenüberstand. Sie zogen gegen den „reichen" Adel zu Feld und überschütteten ihn geradezu mit Kübeln von Hohn und Sarkasmus. Sie wollten aber dabei den andern, den eigentlichen Adel treffen — jene absolut nicht reichen und verbonzten, sondern anständigen Kerle, die

trotz aller ihrer äußeren Armut den Gegnern doch unangenehm geweſen ſein müſſen. Und wenn wir nachforſchen, warum man ſich denn von jüdiſch-marxiſtiſcher Seite derartig um dieſe doch zahlenmäßig, ſowie machtpolitiſch recht bedeutungsloſen Menſchen kümmerte, — dann ſehen wir, daß es ihre unbeſtechliche Haltung war — jenes im beſten Sinne Soldatiſche —, was dieſen Menſchen in Jahrhunderten anerzogen war und ſie immer noch auszeichnete. Das erſchien den Gegnern — mit Recht — als eine andere Welt, an deren Fortbeſtand den Marxiſten nichts gelegen ſein konnte. — Man zeichnete ſie mit dem „Monokel", — das ſie nur ſelten, nicht häufiger als andere Menſchen beſaßen — man imitierte eine ſchnodderige, herriſche Art, die im eigentlichen Adel immer verpönt war und als unanſtändig galt. Man machte ſich den zu bekämpfenden Adel eben ſo zurecht, wie man ihn als lächerliche Figur am beſten gebrauchen konnte. Sie bekämpften den Adel auch, um das Volk zu beſchäftigen, — um es von anderen, die man brauchte, und die in Wahrheit viel, viel mehr Angriffsflächen boten, abzulenken und ſich dabei einen ſozialiſtiſchen Anſchein zu geben.

Wäre der Adel ſo geſchloſſen, in ſo weitem Maße eine Einheit geweſen, wie die Gegner es von ihm behaupteten, — dann hätte er tatſächlich eine nicht unerhebliche, machtpolitiſche Bedeutung haben können. Immerhin war insgeſamt ein ſehr weſentlicher Teil des deutſchen Grund und Bodens in ſeinem Beſitz, er war landgebunden und dadurch in gewiſſer Beziehung bevorrechtet — er genoß im allgemeinen trotz allem in weiten Kreiſen gerade der Landbevölkerung immer noch ein beſonderes Anſehen. Je mehr das herrſchende rote Syſtem verbonzte und der Korruption anheimfiel, — um ſo mehr ſtieg das Anſehen dieſer immer beſchimpften, aber — wenn auch nicht aktiven ſo doch ſauberen Menſchen im Adel.

Niemals konnte hingegen von einer Einheit unter ihnen die Rede ſein.

Es waren anfangs nur ſehr wenige „vom Adel“ in den Reihen Adolf Hitlers. Wir, die wir damals dabei waren, kannten uns untereinander. Menſchen, die vom gleichen Gegner, — aus ganz den gleichen Gründen — und mit derſelben Niedertracht bekämpft werden, finden zwangsläufig den Weg zueinander. Wir — jeder von uns — hatten uns in den Nationalſozialismus erſt hineinzuleben. Wir verſuchten mehr und mehr Nationalſozialiſten zu werden und machten damit alle eine ſehr ähnliche Entwicklung durch. Wir mußten mit dem Ballaſt früherer Zeiten fertig werden — und das war um ſo ſchwerer, je weniger korrupt dieſe Zeiten geweſen waren. Ich weiß, daß mir die Trennung von mancher früheren Anſchauung der Dinge ſehr ſchwer gefallen iſt, denn mein „zu Hauſe“, die Anſchauungen, die dort ſeit Jahrhunderten Geltung gehabt haben, und die Menſchen, von denen ſie immer vertreten worden waren, waren tadellos und einwandfrei geweſen. Es war aber trotzdem unbedingt nötig, den Schlußſtrich zu ziehen, weil der Fortſchritt der Zeit ein Entweder — Oder verlangte, und zwar ſehr, ſehr kategoriſch!

Unſere Bewegung ſuchte in allen Klaſſen und Ständen nach kämpferiſchen und unbeſtechlichen Menſchen. Selbſtverſtändlich ſuchte jeder in den Kreiſen, in denen er ſich am beſten auskannte. Wir aber kannten „die vom Adel“ beſſer als alle anderen. Wir wußten, wer da einigermaßen zuverläſſig war, denn uns war es aus langer Erfahrung heraus möglich, ſie zu beurteilen.

Wir waren auch gerade in dieſer Beziehung begreiflicherweiſe mit einem ganz beſonderen Eifer am Werk. Wir glaubten an die Werte des wahren Adels und wußten, daß Menſchen dieſer Art in beſonderem Maße heute — wie je zuvor — brauchbar ſein würden. Je mehr

wir aber nach ihnen Ausſchau hielten, um ſo deutlicher erkannten wir, daß es nur wenige waren, die in Betracht kamen. Soweit ſie kapitaliſtiſch verſeucht und womöglich jüdiſch infiziert waren — letzteres traf namentlich in Bayern und in Oeſterreich häufig zu —, kamen ſie für uns ſchon gar nicht in Frage. Darüber hinaus war aber ein ſehr großer Teil des Adels ſtreng katholiſch und ſtand „auf dem Boden des politiſchen Katholizismus", alſo hundertprozentig gegen uns. Dieſe ließen ſich meiſt gar nicht erſt mit uns überhaupt in eine Diskuſſion ein, — ſie weigerten ſich, mit uns zuſammenzukommen, — ſie ſchlugen uns die Tür vor der Naſe zu.

Andere wieder waren eingeſchworene „Monarchiſten". Sie wollten ſich „im Warten auf beſſere und Trauern nach früheren Zeiten" nicht durch Kampf und Weltanſchauung ſtören laſſen. Sie waren von allen — auch im Rahmen ihrer monarchiſtiſchen Geſinnung geſehen — viel zu wenig kämpferiſch eingeſtellt, als daß ſie politiſch intereſſant ſein konnten. Wenn man Anſprüche geltend machen will, dann darf man ſich nicht darauf beſchränken, den Märtyrer zu ſpielen. — Die Probleme, in deren Bannkreis ſie ſich verzehrten, waren gar nicht akut. Es handelte ſich nicht um Regierungsformen und Fragen der Etikette, es handelte ſich um Arbeit und Brot und die Freiheit eines verſklavten Volkes.

Wieder andere aber — und damit komme ich zu der einzigen Gruppe aus dem Adel, die politiſch vorübergehend eine gewiſſe Rolle geſpielt hat, und mit der wir uns infolgedeſſen auseinanderzuſetzen gezwungen waren, bemühten ſich, auf dem Umweg über das beſtehende Regime mit parlamentariſchen Mitteln zur Macht zu kommen. Ein Erfolg wäre ihnen auf die Dauer vielleicht nicht verſagt geblieben, wenn ſie „von unten" ſtatt „von oben" ihre ſogenannte Revolution inſzeniert haben würden. Das aber taten ſie nicht. Sie figurierten als „geiſtige Revolutio-

näre" und glaubten, im Ausgleich mit dem Großkapital allmählich die Macht im Staate ſich in die Hände ſpielen zu können. So entſtand der Berliner Herrenclub, welcher eine gewiſſe Zeit recht bekannt war.

Es war Mode geworden, ſich um „Politik zu kümmern". Adelige Studenten ſcharten ſich um adelige Literaten und diskutierten über das Weſen der „Deutſchen Revolution". Die Schriften von Oswald Spengler und Hans Blüher wurden eifrigſt geleſen, weniger verſtanden — aber ſehr viel zitiert. Politiſche Diskuſſionen waren dazu da, im Philoſophiſchen auszulaufen. Geiſtigkeit wurde als Handwerk angeſehen, und man gefiel ſich darin, ſo kompliziert wie nur irgendmöglich zu ſein. Ewige Studenten fanden in dieſem Leben Erſatz für nicht beſtandene Examen. Alle Energie wurde auf die Schaffung von möglichſt viel Verbindungen verwandt. Jeder, der irgendwo aktiv und erfolgverſprechend erſchien, ſollte ſich mit ihnen auf einer gemeinſamen Plattform treffen. Und dieſe Plattform, aus der man ſpäter eine Art Orden zu machen verſuchte, hatte die raffinierte Parole „Herrentum". Lieber hätten ſie ſich als „Adel" getroffen und zuſammengeſchloſſen — aber dann hätten ſie auf die Großinduſtrie verzichten müſſen und vielleicht ſonſt noch andere einflußreiche Menſchen, — und das wiederum war aus ſehr durchſichtigen Gründen nicht möglich.

Die „Solidarität der Herren" war der Trick, mit dem ſie nicht ſchlecht arbeiteten. Sie definierten ihr „Herrentum" in unzähligen Vorträgen und Artikeln. Es fanden ſich auf dieſer Baſis auch tatſächlich recht viele, — nämlich alle jene, denen es gefiel, ihre Diſtanz vom Volk und ſeinem Schickſal moraliſch begründen und verteidigen zu können. „Volk" war ihnen ein unangenehmer, viel zu bindender Begriff. Sie ſagten dafür lieber „Maſſe". Statt „beherrſchen" — was in dieſem Zuſammenhang dann

ſchon konſequent geweſen wäre —, ſagten ſie arroganterweiſe „führen“.

Wie ſchon dieſe Definitionen, welche in jenen Kreiſen immerfort wiederkehrten, zeigen, hatte die Einſtellung des „Herrentums“ nichts mehr mit jener guten, althergebrachten Adelsauffaſſung zu tun, denn die wollte nichts von „herrſchen“ ſondern nur von „führen“, und dieſes auch nur im Sinne des Dienens wiſſen. Dieſes „Herrentum“ war — nach deutſchen Begriffen — nicht adelig. Allem Anſchein nach ſpielten hier ſtark oſtiſche Einflüſſe eine entſcheidende Rolle.

Es fiel dem Herrenclub ſehr ſchwer, den Begriff „Herrentum“ auf alle jene auszudehnen und damit nutzbar zu machen, auf deren Mitgliedſchaft man aus ſehr praktiſchen Gründen größten Wert legte. Selbſt die Geiſtigſten der Geiſtigen kamen damit nicht zum Ziel. Sie verrannten ſich völlig und flüchteten endlich zu der Ausrede: die zum Führen Beſtimmten brauchen nicht Rechenſchaft abzulegen.

Von dem Tage an, da ſie wußten, daß ich bei der NSDAP. eingeſchriebenes Mitglied bin, — da lehnten ſie es ab, mit mir über derart „hochſtehende Dinge“ zu verhandeln, — „denn ich hätte mich durch meinen Beitritt zu dieſer Partei und vor allem durch meine dadurch vollzogene Unterordnung unter die Führung des Arbeiters Adolf Hitler des Rechtes auf Führung begeben und bewieſen, daß ich kein „Herr“ ſei. Ich hätte mich nun für die „Maſſe“ entſchieden und gehöre dadurch auch zu ihr, deshalb ſei ich für den Herrenclub von nun an völlig unintereſſant.“ Sie hatten ſich lange Zeit ſehr bemüht, meinen Eintritt in die Partei zu verhindern — ſie wußten lange Zeit nicht, daß ich ſchon Mitglied war. Immer wieder hatten ſie mir auseinandergeſetzt, ich ſolle mich mit den Nazis nur „recht gut ſtehen“ — denn ſie brauchten auch dorthin Verbindungsmänner — aber ich dürfe um Gottes

willen nicht ſelbſt dieſem „Maſſenwahn“ zum Opfer fallen. Ich hätte durch Geburt die Pflicht, zu „herrſchen“, d. h. „Herr zu ſein“. Dementſprechend müſſe ich zeitlebens handeln.

Leider habe ich niemals in Erfahrung bringen können, in welcher Form die Herren vom Herrenclub dieſe ihre Theſen z. B. jüdiſchen Großinduſtriellen gegenüber vertraten, zu denen ſie u. a. recht intime Beziehungen unterhielten.

Tatſächlich iſt der Herrenclub 1932 kurze Zeit ſozuſagen „an der Macht geweſen“. Wir Nationalſozialiſten waren während dieſer Zeit einer beſonders raffinierten Schikane ausgeſetzt. Wir waren ja auch die „Maſſe“ — und die waren die „Herren“. —

Wie jede „Revolution von oben“ — eigentlich ein Paradoxon in ſich —, ſo konnte auch dieſe ſich unmöglich behaupten. Die Adelskreiſe aber, die daran Anteil gehabt hatten, waren nunmehr am Ende. Viele von den Jungen hatten den Herrenclub und ſeinen Bereich ſchon vor deſſen „Machtergreifung“ verlaſſen — dann nämlich, als ihnen klar wurde, wie wenig dieſes „Herrentum“ mit „Adel“ zu tun hatte. Viele waren endgültig kuriert und kamen zu uns, wo ſie treue Anhänger Adolf Hitlers geworden ſind.

Wir Träger adeliger Namen in den Reihen Adolf Hitlers hatten uns nun viele Jahre mit dieſem Adelsbegriff auseinandergeſetzt. Wir hatten geſehen, wie unendlich verſchieden er aufgefaßt wurde. Wir ſahen auch, wie verſchieden die Menſchen waren, die ihn — jeder für ſich und nach ſeiner Art — in Anſpruch nahmen.

Wir ſtanden mitten im härteſten und ſchonungsloſeſten Kampf — uns blieb weder Zeit noch Luſt, einen neuen Adelsbegriff „zu konſtruieren“. — Alles um uns war neu, beſſer — und doch erfüllt mit ewig jungen Werten. Die Werte, die uns zu Selbſtverſtändlichkeiten wurden, waren Abbild der Leiſtungen, die wir als Revolutio-

näre vollbrachten. Der Adel des bloßen Namens wurde überſchattet durch den Adel der Leiſtung. An die Stelle der Genoſſenſchaften des Adels trat die Solidarität der Kämpfenden. Einſt hatte das Bürgertum die Zeit des Adels abgelöſt — wir hatten in uns keinen Raum für bürgerliche Zwiſchenlöſungen, denn inzwiſchen war das Bürgertum vom Arbeitertum abgelöſt worden.

Unſere Zeit ſteht im Zeichen des Arbeitertums, unſere Revolution war notwendig — vor allem des Arbeitertums wegen. Ohne ſozialiſtiſche Revolution keine Freiheit des Deutſchen Volkes!

Beſtimmenden Einfluß politiſcher Art wird der Adel — als Stand— niemals wieder haben können, denn er exiſtiert nicht mehr. Nicht wir haben ihn vernichtet, ſondern er iſt im Laufe von Jahrhunderten von anderen überholt worden. Den Todesſtoß hat er am Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten, als ein die Zuſammenhänge nicht mehr überſehendes Syſtem „den Wein mit Waſſer verpantſchte", als maſſenweiſe Menſchen nicht auf Grund adeliger Leiſtung, ſondern wegen rein materialiſtiſcher Rückſichten in den Adel aufgenommen worden ſind und man ſelbſt vor Juden nicht halt machte. So hat die Monarchie, welche ſelbſt aus dem Adel hervorgegangen war, dieſen Stand zerſchlagen, indem ſie den eigenen Grundſätzen untreu wurde.

Lange Zeit hindurch ſah es ſo aus, als werde aber auch all das für immer vernichtet werden, was — der deutſchen Art und den alten Ueberlieferungen entſprechend — wir immer als adelige Lebenshaltung, Weltanſchauung und Geſinnung kannten. So ſehr wir einſahen, daß der Adelsſtand als ſolcher keine Exiſtenzberechtigung mehr hat, ſo ſehr erkannten wir doch gerade in den ſchweren Zeiten die obſoluten und von der Zeit unabhängigen Werte adeliger Haltung und Geſinnung. Niemals dürfen wir auch den Stand vergeſſen, der

durch wechſelvolle Zeiten der deutſchen Geſchichte hindurch, zum Beſten von Volk und Nation dieſe fortwährend in ſich wachgehalten und verteidigt hat. Wenn ſie als ſolche und endgültig losgelöſt von den Bindungen des Standes auch in unſere Zeit hinübergerettet wurden, ſo iſt das einzig und allein das Verdienſt der nationalſozialiſtiſchen Bewegung. Ohne deren zähen Kampf wären ſie nach kurzer Zeit bereits ein Opfer der marxiſtiſch-bolſchewiſtiſchen Zerſetzungsarbeit und damit des jüdiſchen Kampfes geworden.

Wir, die wir ein Jahrzehnt lang als „adelsfeindlich“ verſchrieen wurden, hatten zwar kein Intereſſe daran, einen mehr als morſchen Stand zu retten — wir hatten aber durch unſern Sieg all jene heroiſchen Motive wieder zur Geltung gebracht, denen der Adel einſt ſeinen Urſprung verdankte und die ihm durch Jahrhunderte in allen Kämpfen letzter Anlaß zu äußerſtem Einſatz geweſen ſind.

Für unſer Volk war es entſchieden wichtiger, die Geſinnung fortzupflanzen, als Reſte eines Standes weitervegetieren zu laſſen! Wir ſind in dieſem Sinne niemals adelsfeindlich geweſen. Wir haben dem Wort „Adel“ ebenſo wie dem Wort „Arbeitertum“ nur das genommen, was der internationale Jude damit verbunden hatte, wir haben daraus wieder deutſche Begriffe gemacht — auf Koſten der „Standesrückſichten“, aber zugunſten des Deutſchen Volkes.

Die Revolution

Zunächſt muß jeder wiſſen, daß Revolte und Revolution zweierlei ganz voneinander Verſchiedenes ſind. — Eine Revolte iſt ein Umſturz — eine Revolution iſt eine Erneuerung. Die Revolte iſt zu Ende, wenn der angegriffene Zuſtand beſeitigt wurde — die Revolution hingegen ſieht in der Ueberwindung des Gegners nur ihre erſte, nicht aber ihre alleinige Aufgabe. Vielmehr kann die Erneuerung erſt dann erfolgreich einſetzen — und ſomit iſt die Machtübernahme im Zuge der Revolution erſt das Fundament, auf dem nunmehr aufzubauen Pflicht iſt.

1918/19 erlebten wir eine in allen Einzelheiten typiſche Revolte. Sie wäre ſehr viel ſchneller überwunden worden und hätte niemals ſoviel Böſes angerichtet, wenn nicht ſo viele— gerade auch unter den ſogenanten „oberen Zehntauſend“ — ſie für eine Revolution gehalten haben würden. Das Nichtverſtehen ſolcher elementarſten Vorausſetzungen war ein erſchütterndes Zeichen für die politiſche Unreife dieſer Kreiſe. Sie ſahen die Zuſammenhänge nicht und waren daher nicht in der Lage, Widerſtand zu leiſten.

Wohl war eine Revolution bereits im Werden, aber diejenigen, welche 1918 die Macht im Staate an ſich riſſen, ſie ſelbſt und ihre Hintermänner, hatten mit dieſer Revolution keinen eigentlichen Zuſammenhang. Sie waren mehr oder weniger unbewußt ihre Nutznießer.

Die Revolte, welche zur Novemberrepublik führte, war in einigen Monaten vorbereitet und durchgeführt

geweſen. Die Revolution aber, die endlich 1933 zum Siege führte, hat mitten im vorigen Jahrhundert bereits ihren Anfang genommen.

Seit Jahrzehnten — parallel der zunehmenden Induſtrialiſierung — rückte die Arbeiterſchaft mehr und mehr in den Brennpunkt des geſellſchaftlichen und politiſchen Geſchehens. Immer neue Maſchinen zogen mit magnetiſcher Kraft immer neue Menſchen aus den Gemeinſchaften heraus, in denen ſie bisher verankert geweſen waren. In Maſſen verließen die Bauernſöhne das Land und zogen in die Städte, vertauſchten ihr freies Leben draußen mit der Abhängigkeit im Stadtleben. Hier war der einzelne, welcher eben noch im Rahmen der Gemeinſchaft ſeiner Familie und ſeines Dorfes Halt gefunden hatte, auf ſich allein angewieſen. Er, der ſeither nur für ſich und nicht für Fremde gearbeitet hatte, kannte den Wert ſeiner Kraft nicht und ließ ſich deshalb ſchon in furchtbarer Weiſe ausnutzen. Aeußerlichkeiten im Stadtleben reizten ihn in zunehmendem Maße — und das innere Verhältnis zu der Erde, auf der er gewachſen, von der er ein Beſtandteil war und zu der er unbedingt gehörte, ging in dem gleichen Maße verloren.

So vermehrte ſich die Zahl der Entwurzelten in den großen Städten und Induſtriezentren ſehr ſchnell. Je mehr kamen, um ſo weniger war der einzelne wert, — um ſo mehr wurde er vom Menſchen zur Zahl, — und um ſo billiger war er auch. Anfänglicher ſcheinbarer Reichtum wich ſchnell einer ſteigenden Not. Und dieſe wurde für den einzelnen nun immer bedrückender. Ganz allein ſollte er mit ihr fertig werden, keiner nahm ſich ſeiner an — und hier wurde die Sehnſucht des deutſchen Arbeiters nach der neuen Gemeinſchaft geboren.

Das neue Leben mit den neuen Gefahren, kurz und gut: dieſe ganze neue Situation verlangte auch eine neue Gemeinſchaft zum Schutz des einzelnen. Er mußte ſich

wieder geborgen fühlen können und zwar da, wo er nun einmal den Kampf um das Daſein aufgenommen hatte — und in einem Ausmaß, wie es die neuen Verhältniſſe diktierten. Das mußte eine Gemeinſchaft werden, die für alle Platz hatte, die von dieſem Los betroffen waren, und die dafür ſorgen würde, daß ſie alle Raum finden konnten in der geſellſchaftlichen und in der politiſchen Struktur der Nation.

Noch war es ſo, daß der Teil des Volkes, welcher mehr und mehr — am meiſten — belaſtet wurde, am wenigſten geſichert und geſchützt oder gar vertreten und an der Schickſalsgeſtaltung beteiligt wurde. Das Wunſchbild eines Reiches, in dem auch die Arbeiterſchaft ihren Platz hat, erſchien — aus nebelhafter Ferne immer deutlicher — nicht auf Grund irgendwelcher Programme, ſondern aus der drückenden Not des Alltages heraus. Sie fühlten mit der Zeit alle dieſelbe Notwendigkeit (in des Wortes wahrſter Bedeutung). Sie wurden Sozialiſten. Mehr und mehr erkannten ſie, daß das herrſchende Syſtem mit dieſen ihren Gefühlen keinen Ausgleich finden würde, denn mit der Linderung ihrer äußeren Not konnte dieſes Problem wohl aufgeſchoben, nicht aber gelöſt werden.

Und dazu kam noch, daß dieſe Arbeiterſchaft als ſolche ſchon in ihrer Zuſammenſetzung eine neue Zeit in ſich trug. Sie war nicht nach Ländern gegliedert. In der Arbeiterſchaft unterſchied man längſt nicht mehr wie in anderen Klaſſen und Ständen. Das Uebergewicht Preußens in bezug auf die Arbeiterſchaft und in ihren Reihen ſelbſt war unbeſtreitbar und anerkannt — hier war man in vielem auf dem Wege zum Reich bereits weſentlich weiter als in anderen Schichten des Volkes. — So ging bei den deutſchen Arbeitern das ſozialiſtiſche Wollen ſchon Hand in Hand mit dem Gedanken an ein einiges Reich. Und gerade in dieſer Tatſache kam wie in keiner anderen das revolutionäre Moment der ganzen Entwicklung klar zum Aus-

druck, denn eine wahre Revolution iſt nie in ihrer Erneuerung auf einzelne Gebiete oder nur einen Ausſchnitt des Volkes beſchränkt. Die Eingliederung der Arbeiterſchaft konnte nur in einem ebenfalls in jeder Beziehung dem Fortſchritt der Zeit angepaßten Reich vollzogen werden.

Die ſozialiſtiſche Erkenntnis der Arbeiterſchaft führte auf dieſem Wege zu einem neuen Reich und damit möglicherweiſe zu ungeahnter Entfaltung des deutſchen Einfluſſes in der ganzen Welt. Bevor dies in Deutſchland klar erkannt wurde, ſtellte das internationale Judentum ſich bereits dagegen ein. Von nun an war es die größte Sorge des Judentums, Herr zu werden über das ſozialiſtiſche Wollen des Arbeitertums, der Arbeitermaſſen. Von dieſer Zeit an iſt nicht mehr von deutſchen Arbeitern, ſondern bald nur noch von internationalen Proletariern die Rede. Der internationale Jude bringt möglichſt alles auf ſeinen eigenen, nämlich den internationalen Nenner.

So gelang es ihm denn auch tatſächlich, den Arbeiter in Widerſpruch zu bringen zur nationalen Ordnung, ihn ſchließlich antinationaliſtiſch einzuſetzen. Und wenn Rückſchläge zu verzeichnen waren, ſo buchte man ſie ſehr einfach auf das Konto: verlorener Krieg. Das ging naturgemäß nur ſo lange, wie die Zeiten offenſichtlich unter dem Eindruck dieſes Krieges ſtanden. Je mehr aber der Krieg der Vergangenheit angehörte und man ſich von ihm diſtanzierte, um ſo weniger zog dieſe Ausrede.

Von da ab wartete die deutſche Arbeiterſchaft wieder auf die Verwirklichung ihrer Ideale. Das erſehnte ſozialiſtiſche Reich aber kam nicht. Die Gegenſätze zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen und Ständen wuchſen ins Uferloſe. Der eine Volksgenoſſe ſah im anderen Volksgenoſſen nicht mehr ſeinen Volksgenoſſen — einen dem gleichen Schickſal unterworfenen Menſchen — ſondern nur noch einen mehr oder weniger haſſenswerten Klaſſengegner. Das war

nicht der Zuſtand, der der ſozialiſtiſchen Hoffnung von Jahrzehnten entſprach. Auch wollte der Arbeiter nicht durch ſeine politiſche Einſtellung in Gegenſatz zur Nation geraten. Aber niemand nahm ſich ſeiner in dieſer grauenhaften Lage an. Vielmehr iſt es die große Schuld derjenigen Kreiſe, welche ſich auf Grund ihrer Herkunft oder ihrer Bildung für „zum Führen" prädeſtiniert hielten, daß ſie ſich nicht in dieſem Augenblick der deutſchen Arbeiterſchaft angenommen haben. Denn in ſolchen Zeiten werden derartige „Führungsanſprüche" gewogen — und in dieſem Fall kann man wohl ſagen, daß ſie gar kein Gewicht zeigten. Wer damals verſagte, hatte ſpäter nicht mehr das Recht, — denn wenn ſolche Rechte ſich überhaupt verwirken können, dann in ſolchen Zeiten, in denen ſich offenkundig zeigt, was „wahr und echt".

Es blieb alſo der Arbeiterſchaft allein überlaſſen, ſich zu helfen. Und ſie hat ſich auch allein geholfen, — denn aus ihren Reihen kam der Mann, der die Revolution erklärte und von dann ab auch immer der Fahnenträger der Revolution geblieben iſt: Adolf Hitler. Er mußte aus der Arbeiterſchaft kommen, weil ſeine Revolution vornehmlich um dieſer Arbeiterſchaft wegen naturnotwendig war — er mußte aus dem deutſchen Oeſterreich kommen, weil ſeine Revolution durch Löſung des ſozialiſtiſchen Problems Großdeutſchland zur Folge haben ſollte.

Die Maſſe der Menſchen iſt niemals aus ſich heraus aktiv. Menſchen marſchieren nicht aus Zweckmäßigkeitsgründen und auch nicht um der Verwirklichung von Parteiprogrammen wegen. Die Revolution beſteht nicht aus Programmen, nicht einmal aus der Idee allein, ſondern in der Hauptſache aus denen, die durch die Idee ſtärker ſind als andere. Von einer Idee beſeſſen ſind immer nur verhältnismäßig wenige. Fanatismus iſt eben viel mehr als Begeiſterung. Die Idee unſerer Revolution war vorhanden, lange Zeit bevor Adolf Hitler in Er-

ſcheinung trat. — Erſt von dem Augenblick an aber, in dem er ſie verkündete und die Zeit vor das große Ent — oder Weder geſtellt wurde, konnte man mit Recht von einer Revolution ſprechen. Der Vorgang einer Revolution kann nicht im Abſtrakten verlaufen, er iſt immer abhängig vom genialen Menſchen. Ohne Hitler wäre dieſe Revolution nicht denkbar geweſen. Man hätte ſie vielleicht geſehen, geahnt — vielleicht hätten einige kluge Leute ihr Weſen in Büchern beſchrieben — aber nichts wäre geweſen.

Und wenn wir alle ganz in uns gehen, und ganz, ganz ehrlich ſind, ſo wiſſen wir, daß wir — jeder einzelne von uns — letzthin Revolutionäre wurden, nur weil wir den Führer haben und ihm folgen. Er iſt der Grund der Revolution, alles andere ſind nur Anläſſe und Folgen. Durch ihn, den Menſchen Adolf Hitler, griff ein gütiges Schickſal in das Rad der Deutſchen Geſchichte ein.

Jede Revolution iſt in einem einzigen Menſchen verkörpert geweſen. Menſchen wird immer ein Menſch verſtändlicher ſein als eine Idee, und darum werden ſie immer froh ſein, der großen Idee durch die Treue zu einem überragenden Menſchen am beſten dienen zu können. Derjenige, welcher im Lauf ſeiner Revolution immer deutlicher hervortritt und alles geſtaltend ſich bewährt, wird ſchließlich mit dieſer Revolution, ihrer Idee, ihrer Zeit überhaupt und allem, was damit unmittelbar zuſammenhängt, ſo weitgehend identiſch, daß die Revolution endlich allein in ihm verkörpert ſich überliefert. Heute ſchon ſagt der Welt der Name Adolf Hitler mehr als „Nationalſozialismus“.

Man hat uns oft zum Vorwurf zu machen verſucht, daß wir uns fälſchlicherweiſe „Revolutionäre“ nennen. Den einen hatten wir nicht genug Barrikaden gebaut, den anderen hatten wir zu viel Konzentrationslager. Die vom

Judentum infizierte Welt beurteilt eben alles nach Aeußerlichkeiten. Wer mit uns das große Glück gehabt hat, die Heimkehr der Oſtmark ins Reich an Ort und Stelle mitzuerleben, wer nicht nur die Zollſchranken an den Grenzen, ſondern auch in den Herzen der Menſchen fallen ſah, der weiß — mag er vorher eingeſtellt geweſen ſein, wie auch immer —, daß es ſich hier um eine Revolution der Herzen, eine wahre und wirklich echte Revolution gehandelt hat, — um eine von der Natur gewollte und lang vorbereitete innere Erneuerung der Menſchen.

Ich habe es ſo ſehr oft jetzt in der Oſtmark erlebt, daß die Menſchen in höchſter Ergriffenheit ſagten: „Unſer Glück iſt unbeſchreiblich groß, — warum?, wieſo?, — wir wiſſen es nicht, wir können es nicht begreifen, — aber es iſt ſo, das iſt gewiß!“ —

Einen beſſeren Beweis für die Wahrhaftigkeit unſerer Revolution konnte es gar nicht geben. Das, was dieſe meiſt ſehr einfachen Volksgenoſſen da aus übervollem Herzen heraus ſo ſchlicht zum Ausdruck brachten, das ſagt mehr, als hundert wiſſenſchaftliche Erörterungen über das Thema „Revolution“ ſagen können. Wir können letzthin von unſerer Revolution nur wiſſen, wenn wir an ſie glauben — und das tun wir, mehr und mehr. Unſere Leiſtungen aber, die ohne dieſen Glauben niemals denkbar ſein würden, ſollten der Welt Beweis ſein für dieſen Glauben. Wer dieſen Beweis ſucht, der braucht nur offenen Auges durch Deutſchland zu gehen.

Ich habe einmal an den Anfang eines Buches den Satz geſchrieben: „Unſer Glaube iſt alles!“. Mit dieſem Satz möchte ich hier ſchließen, denn er iſt ein nicht mehr zu ergänzender Beweis für unſere revolutionäre Geſinnung. Solange wir ihm treu bleiben, ſind wir unſeren Gegnern überlegen, ſind wir ſtärker als jene, ſind wir die Revolutionäre, mit denen der Führer ſein Werk vollenden wird — ſind wir noch größer als eine große Zeit! —

Drei Reaktionäre.

Ein „Prinz" iſt in den Augen der meiſten Menſchen ein unverdienterweiſe mit Glücksgütern geſegneter, wahrſcheinlich arroganter, jedenfalls aber „reaktionärer" Menſch. Wenn nun aber ſo einer als Nationalſozialiſt bekannt iſt — er alſo offenſichtlich als Ausnahme lebt —, dann wird man ihm möglichſt oft das über „andere Reaktionäre" ſagen, was man — wenn er keine Ausnahme wäre — ihm ſelbſt ſehr gern ins Geſicht geſchleudert haben würde.

Da iſt z. B. der „reaktionäre" General a. D. — den müßten Sie ſich mal anſehen, — ſo etwas iſt wirklich unerhört, — na, überhaupt — dieſer reaktionäre Adel und dann dazu noch General — da können Sie ſich ja ſchon denken, was das iſt!

Gut, ich faſſe den Entſchluß und gehe zu dieſem als reaktionär verſchrieenen adeligen General hin. Ich bin auf allerhand gefaßt nach dieſer Warnung. Als er — der General — ſeinen Namen ſagt, weiß ich, daß er gar nicht zum Adel zählt, — ſondern — wie man ſo ſchön zu ſagen pflegt, „bürgerlich" war. Alſo dieſer Vorwurf — denn es ſollte entſchieden ein Vorwurf ſein — war unrichtig und zerfiel ſofort in ein Nichts. Als ich ſpäter verſuchte feſtzuſtellen, warum man den General gleich adelig gemacht hatte, obwohl er es gar nicht war, da hieß es, „er ſehe doch ſo aus, ſei General und Reaktionär — und da habe man gedacht — —".

Ich fing alſo mit dem alten Herrn, der übrigens noch einen ganz rüſtigen Eindruck machte, eine Unterhaltung an und kam auch ſehr bald auf das Gebiet der Politik. Nun, dachte ich, wird der Krach bald im vollſten Gange ſein. Ich muß auch geſtehen, daß aus meinen Worten vielleicht ein gut Teil Reſerviertheit und Mißtrauen zu hören waren.

Ich ſprach ihm von den Errungenſchaften des Dritten Reiches — er ſtimmte mir vorbehaltlos zu. — Nicht lange ließ er mich ſprechen, dann ſchnitt er mir das Wort ab und ſetzte ſelbſt dieſe Schilderung fort, als wolle er mich überzeugen. Als er von der Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht ſprach und von unſerer heutigen großen, ſtolzen Armee, da glänzten ſeine Augen, da war er plötzlich zehn Jahre jünger. Längſt war er aufgeſtanden und ging im Zimmer auf und ab, von einem Bild aus ſeiner Militärzeit zum anderen. Er bedauerte mich, der ich ſeine Freude über das alles gar nicht in vollem Maße erfaſſen könne. „Sie haben die alte kaiſerliche Armee nicht mehr erlebt. — Sie ſind nicht mit uns 1914 ausgerückt. — Sie haben dieſen ungeheuren Krieg nicht geſehen — und den grauenhaften Zuſammenbruch, den gemeinſten Verrat, den je die Welt erlebt. — Sie haben das ja alles nicht erlebt und können daher nicht begreifen, wie das, was wir heute ſehen, ein altes Soldatenherz froh macht!“ Und damit ſetzte er ſich wieder in ſeinen Seſſel zurück und wurde ſehr nachdenklich. — Und langſam fing er dann zu erzählen an.

Er ſei ſein Leben lang Soldat geweſen. Sein Vater ſei Soldat geweſen. Sein Großvater und ſo viele, viele ſeiner Vorfahren auch. Selbſtverſtändlich habe er von der Pike auf gedient. Durch viel „Wind und Wetter“ hindurch ſei er ſchließlich General geworden. — Einen Sohn habe er gehabt, einen nur. Der war ſein ganzer Stolz. Der

wurde auch Soldat, nie wäre etwas anderes in Frage gekommen. Er hatte „alles Zeug“ zum guten Soldaten. Im Krieg wurde er Leutnant. Das war für den Vater ein herrlicher Tag geweſen. Aber dann iſt der Leutnant in Frankreich auf Patrouille gefallen. Die Hoffnung war dahin. Die Kette der langen Tradition war abgeriſſen. Das Ende war da. Der Vater war der letzte Soldat dieſes Namens, dieſes alte Geſchlecht würde dem Vaterland nicht mehr die guten Soldaten ſtellen können — bei künftigen Appellen würde der Name nicht mehr mit aufgerufen werden. Das ſei ein ſchrecklicher Gedanke, ſagte der General — und er ſah mich dabei ganz feſt an.

„Sie werden das nie verſtehen, weil Sie nicht wiſſen, wie wir im Stolz auf unſer Soldatentum aufgewachſen und erzogen ſind — und daß wir Zeit Lebens ganz darin aufgingen“, ſagte er. Ich mußte ihm jetzt ſagen, wer ich war — und daß meine Vorfahren ſeit tauſend Jahren immer nur Soldaten geweſen waren; als ich ihm erzählte von jener Erziehung zur Idee des Staates und echtem Soldatentum, in dem auch wir erzogen und aufgewachſen ſind — als ich ihm erzählte von vielen, vielen meines Geſchlechtes und verwandter Geſchlechter, die als große Soldaten ihres Volkes bluteten und tapfer zu ſterben wußten, — da war der letzte Bann zwiſchen uns gebrochen. — Jetzt kam er mehr und mehr aus ſich heraus. Nie hätte einer von denen im Ort mit ihm über dieſe Dinge geſprochen. Und, er geſtehe es ganz offen, es gäbe kein anderes Thema, welches ihn, einen ſo „verknöcherten, alten Soldaten“, zum Reden bringe. Er wiſſe wohl, daß man ihn verkenne — und ich würde jetzt vielleicht begreifen „warum“. Es tue ihm wirklich wohl, mit einem alten Nationalſozialiſten über dieſe Dinge ſprechen zu können. — Wir ſprachen lange hin und her über das große Thema „Nationalſozialismus und Soldatentum“. Er ergänzte das, was ich ihm zu ſagen hatte — und wir waren uns völlig einig. Er

wußte genau, was der Führer hierzu insbeſondere geſagt und geſchrieben hatte — er kannte ganze Sätze auswendig — und man merkte, daß ſie ihm ſehr, ſehr viel bedeuteten.

Aber warum ſollte dieſer Mann „reaktionär“ ſein? Wenn man ſein Alter und ſein Leben in Betracht zog, ſo war manche ſeiner Anſichten ſogar ausgeſprochen „revolutionär“. Ein um die Nation verdienter, unbedingt gerader, zuverläſſiger und anſtändiger Mann war als „reaktionär“ zum alten Eiſen geworfen worden. Das konnte ich jetzt nicht mehr verſtehen. Es gab nur einen Ausweg. Ich ſagte ihm mitten ins Geſicht, daß er mir als ein Reaktionär geſchildert worden ſei — und ich nun, nach dieſer Begegnung — vor einem Rätſel ſtünde. — Einen Bruchteil einer Sekunde lang ſah er mich mit klagenden Augen an, als bedauere er, daß dieſer — vielleicht ſein wundeſter Punkt berührt würde. Dann aber wurde er frei und froh im Blick und gab mir die Erklärung. In der Sprache wurde er jetzt ganz militäriſch, bis zum äußerſten, als gelte es die Verteidigung ſeiner Ehre. Soweit wollte ich es nicht kommen laſſen — das war nicht meine Abſicht geweſen —, zumal ich ja längſt wußte, wes Geiſtes Kind er iſt.

Er erklärte alles aus dem Soldatiſchen heraus. Befehl und Gehorſam ſpielten dabei eine große Rolle. Diſziplin, Pflichterfüllung bis zum letzten. — Er hatte immer im Leben auf Befehl gehandelt — und zwar blitzſchnell, gut und tapfer — das kannte er nicht anders. Auch ſeine Vorfahren hatten es nicht anders gekannt. Nicht blind, nein, ganz bewußt hatte er gehandelt. Er wußte, warum alles ſo geſchah — er hatte ſich immer für Politik intereſſiert. Er hatte den Krieg kommen ſehen und die Wetterzeichen des Zuſammenbruchs hatte er ſchon ſehr früh wahrgenommen. — Jahre hindurch — als er all das zuſammenbrechen ſah, an das er geglaubt, — für das er immer freudig und ſelbſtverſtändlich ſich eingeſetzt hatte

— für das er ſelbſt den Tod ſeines Sohnes ertragen hatte — lebte er noch, immer noch aus Pflichtgefühl. Lange Zeit hatte er ſo gut wie gar keine Hoffnung mehr gehabt, aber er kannte kein „Den-Poſten-verlaſſen“. Er ſtand „auf Poſten“ — ſah nur noch den Feind — hinter ſich wußte er nichts mehr, gar nichts. Aber er ſtand.

Und dann brach die neue Zeit an. Schon früh hatte er an ſie glauben gelernt. Im Marſchtritt der braunen Kolonnen hörte er wieder die Melodie ſeines Herzens, ſeines Soldatentums. — Er wurde wieder der Alte, er wurde wieder innerlich frei, ſtolz und froh — nur eines fehlte ihm — und das war, wie er ſagte, der Befehl. Daß dieſer Befehl nicht an ihn gerichtete wurde, das hat er nicht begreifen können. So wartete er darauf. Immer bereit. Der Befehl aber kam nicht. Alles ging ohne ihn. All das kam, was er erhofft. Er aber ſtand daneben.

Und je länger er auf den Befehl wartete, ohne etwas zu ſagen — denn das wiederum hätte er für diſziplinwidrig gehalten —, um ſo mehr glaubten andere, daß er „nicht wolle“. Andere — die nur wußten von ihm, daß er „auch ſo ein adeliger General“ war, und die es — ſelbſt nach ſeiner Meinung — an ſich gut meinten. Und ſo lebten ſie ſich immer mehr und mehr auseinander. Trotzdem ſie letzthin das Gleiche — ja ſogar auf gleichem Wege wollten. — Seine Schuld war entſchieden „das Warten auf den Befehl“, und uns kommt das zunächſt ganz unverſtändlich vor. Er ſelbſt empfindet es heute als ſeine Schuld, aber er möchte es erklären, er möchte ſein Leben verſtanden ſehen. Und weil von denen, die ihn den Reaktionär nannten, keiner dieſen Weg zu ihm gegangen war, den ich ging, tragen auch jene mit an der Schuld. Wenn dieſer Weg — von Volksgenoſſe zu Volksgenoſſe — öfter gegangen würde, dann gäbe es viel weniger Reaktionäre. Denn dieſe Sorte Menſchen, die ich hier in

Perſon des „Generals“ beſchrieb, ſind eigentlich gar nicht reaktionär. Sie ſind nicht diejenigen, die das Rad der Geſchichte zurückdrehen möchten. Viele von ihnen gehören ſchon durch ihr ſoldatiſches Weſen ganz zu uns, vielleicht, ohne ſich ſelbſt im Klaren darüber zu ſein. Wenn ſie abſeits ſtanden, ſo nicht aus Schlechtigkeit und oft nicht einmal aus Gleichgültigkeit, ſondern manches Mal aus einer politiſch unbrauchbaren Erziehung heraus, die ihnen zuteil geworden war. Gerade dann und unter ſolchen Vorausſetzungen wollen wir als Revolutionäre das Recht für uns in Anſpruch nehmen, den erſten Schritt zu tun.

Der hier im „General“ geſchilderte Typ iſt nicht ſelten. Viele von ihnen marſchieren ſchon längſt Schulter an Schulter mit uns — wir wollen ſie aber alle haben!

Anders iſt es mit denen, die auf Grund anderweitiger Bindungen tatſächlich nicht mit uns gehen wollen.

Da war z. B. ein früherer K. u. K. Oberſt.

Er lebt heute noch in Oeſterreich. Er hat viele verwandtſchaftliche Beziehungen ins Altreich hinüber, reiſte jedes Jahr einmal nach „Hitlerdeutſchland“, erlebte — auf ſeine Art natürlich — den Anſchluß mit und iſt nach wie vor ein reaktionärer Gegner. Seine Bildung iſt ihm zwar immer als wertvoller Beſitz, niemals aber als Verpflichtung erſchienen; ſonſt hätte er den Drang in ſich, ſie mit der Zeit und ihren Menſchen in Einklang zu bringen. Er hält ſehr viel auf „Bildung“ und beurteilt andere ſehr ſcharf durch die Brille dieſer „Bildung“, — aber ſeine eigene iſt 1914 ſtecken geblieben. Seit dem Kriege hat er nur das, was er früher beſaß, Stück für Stück aus dem Schrank hervorgeholt und auf Mottenlöcher unterſucht. Und dann hat er viel ſtinkendes Konſervierungspulver hineingeſchüttet und ſich in dem Glauben gewiegt, daß alles in Ordnung ſei mit der „Bildung“. Daß jeder Rock

einmal unmodern wird und dann auch, wenn keine Motten drin ſind, nicht mehr zu tragen iſt, das will er nicht wahrhaben. Er ſchwört immer noch auf die Mode von 1914 und kann ſchließlich — aus purem Widerſpruch — ſogar behaupten, ſie ſei praktiſcher geweſen als die heutige. Wenn er in dieſem veralteten Koſtüm herumläuft, dann tut er das tatſächlich in dem Bewußtſein, ernſt genommen zu werden.

Seit Kriegsende hat er es nicht mehr nötig gehabt, ſich geiſtig mit der Umwelt zu beſchäftigen. Er hat viel geleſen, aber nur Memoiren und andere derartige Bücher, die ſich in einer früheren Zeit erſchöpfen. Er bevorzugt Bücher, die bis in alle Einzelheiten ſein früheres Milieu ſchildern, und darin lebt er dann. Eine ohnmächtige Wut erfüllt ihn, wenn ihm immer wieder klar wird, daß dieſe Zeiten nicht mehr ſind. Der verlorene Krieg iſt in ſeinen Augen die Begründung dafür. Einzig und allein: der verlorene Krieg! Und wenn ich ihn frage, warum wir denn den Krieg verloren haben, dann ſagt er: weil der Kaiſer nicht genug zu ſagen hatte. Und wenn ich dann frage, warum der Kaiſer denn nicht genug zu ſagen hatte, dann beendet er dieſe in ſeinen Augen überhaupt indiskrete Diskuſſion mit der Feſtellung: weil er die Maſſe als Volk behandelte, und das war falſch. —

Er ſchätzte das ſchwarz-rote Syſtem in Oeſterreich nur ſoweit, wie Regimentskameraden von ihm mit Pöſtchen verſehen wurden. Der für ihn zuſtändige Landeshauptmann war zwar ein Geſinnungslump, aber „adeliger Herkunft“ — und das genügte. — Der nicht zu leugnende Fortſchritt im Reich, auf allen Gebieten, war für ihn nur ein Grund mehr, um auf das furchtbare Gehetze zu ſchimpfen und die „nervöſe“ Eile, mit der in „Preußen“ alles gemacht werden müſſe. Die jüdiſche Wiener Aſphaltpreſſe las er nur, um die Wahrheit zu hören und ſich —

gegenüber der „Reichspreſſe“ — ein „geſundes Urteil“ zu bewahren. Die große, allgemeine Not war in ſeinen Augen nicht die Folge eines korrupten Regierungsſyſtems, ſondern der Undankbarkeit des Volkes.

Insgeſamt geſehen lebte er lieber im ſchwarz-roten als im nationalſozialiſtiſchen Oeſterreich. Und zwar deshalb, weil das erſtere wenigſtens etwas, das letztere keine Hoffnung mehr auf die Rückkehr früherer Zeiten und Verhältniſſe übrig ließ.

Noch kurz vor dem Anſchluß hatte er behauptet, die Zahl der Nazis in Oeſterreich ſei eigentlich gering — jetzt ſagt er, es gäbe momentan anſcheinend nur noch Nazis, aber das werde ſich ſehr ſchnell wieder ändern.

Wenn er einen Volksgenoſſen begrüßt, dann hebt er die rechte Hand „halbſtock“ (wie zum Zeichen der Trauer) und ſagt dazu arrogant lächelnd „Heil“. Nach dieſer Anerkennung bringt er mühſam einige Anerkennungen für das neue Deutſchland hervor, um dann unter Aufbietung aller Kräfte in jeder nur denkbaren Weiſe zerſetzend zu wirken. Und zwar benutzt er dabei nicht etwa die Argumente nur dieſer oder jener uns gegneriſchen Richtung —, nein, er iſt der Fürſprecher aller, die gegen uns ſtehen. Aller gemeinſam. — Man mag daraus erſehen, daß es ihm nur darum geht, uns zu ſchaden, nicht irgendwie zu nützen.

Häufig iſt dieſer Typ nicht. Das iſt „reaktionär“. Er iſt der Menſch, der nur keinen Fortſchritt will und ſich im Negieren des Gegners verzehrt. Er bildet ſich ſogar etwas darauf ein, „Reaktionär“ zu ſein. — Wenn andere ihn „reaktionär“ nennen, dann empfindet er das keineswegs als verletzend. Er weiß ſehr wohl, daß es von ſeiner Art nicht viele gibt.

Niemals gibt er zu, daß der Marxismus durch den Nationalſozialismus beſeitigt wurde. Nach ſeiner Meinung

hat ſich der Marxismus von ſelbſt erledigt — und ſo hofft er auch, daß unſere nationalſozialiſtiſche Revolution nur eine vorübergehende Erſcheinung iſt. Während wir kämpfen, uns abarbeiten und alles einſetzen, um das Deutſchland — an dem ja ſchließlich auch er Anteil hat — aufzubauen, frei und glücklich zu machen, — da wird er „abwarten" und ſich als „Märtyrer" zu gefallen ſuchen. —

Der dritte und letzte Typ, den kurz zu ſkizzieren ich mir hier vornehme, iſt ein ganz anderer. Er ſelbſt würde entſetzt ſein, „reaktionär" genannt zu werden — und andere nennen ihn meiſt auch nicht ſo.

Er ſitzt in irgend einem Amt und ſieht ein langes Leben vor ſich, welches eingeteilt iſt in ſo und ſo viele Beförderungstermine. Dieſe Termine treten in ſeinem Kalender in hoher Zahl auf. Sie beziehen ſich nicht nur auf ſeine Beamtenlaufbahn. Er will es auch im Rahmen der Partei und ihrer Formationen „ſehr weit bringen". Auf welchem Wege er ans Ziel gelangt, das iſt ihm nicht weſentlich. Hauptſache iſt, daß das Ziel möglichſt ſchnell erreicht wird. — Mit Wolluſt geradezu ſtürzt er ſich auf ſolche Organiſationen, die noch nicht ſehr bekannt ſind, „in denen man ſchnell etwas werden kann" — und die aller Wahrſcheinlichkeit nach einmal ſehr angeſehen ſein werden. Da er ſtets mehrere Eiſen im Feuer hat, kommt es nur darauf an, daß hin und wieder ein einziger ſolcher Wurf gelingt, dann iſt er — ohne viel Arbeit — „ein großer Mann".

Er nennt ſich möglicherweiſe oft „Nationalſozialiſt" und lobt alles und jedes, was irgendwie nur im entfernteſten mit der Partei in Zuſammenhang zu bringen iſt, in einer ſo übertriebenen, unechten und daher ſchrecklich aufdringlich abſtoßenden Weiſe, daß er dadurch nur ſchaden kann. Hält er ſich — „weil das dazu gehört" —

auch mal unter alten Parteigenoſſen auf, dann wird er hin und wieder kritiſch. Das geſchieht dann natürlich ſo, daß niemand ihn auch nur auf ein einziges Wort würde feſtnageln können. Es geſchieht überhaupt nur, um mitreden zu können und ſich auf möglichſt gefahrloſe Weiſe anzupaſſen.

Sieht er einmal einen Mißſtand, ſo ſchließt er ſofort — man könnte faſt ſagen „automatiſch" — beide Augen, um bloß nicht etwas „geſehen zu haben" oder gar Stellung nehmen zu müſſen. Sein Prinzip iſt, ſich niemals feſtzulegen. Er drückt ſich um jede Stellungnahme. Denn Stellungnahme iſt gleichbedeutend mit Verantwortungtragen — und das würde ihn in ſeiner Karriere nur unnötig „belaſten". Wenn er ſich „für" jemanden entſcheidet, dann ſpricht er auch „gegen" einen andern — und dieſer andere könnte ſpäter irgendwann und irgendwo für ihn in ſeiner Laufbahn wichtig ſein —, darum muß er jede Stellungnahme verhindern. Gewiſſensbiſſe, die in dieſem Zuſammenhang doch einmal auftreten können, ſchaltet er aus, indem er ſagt: „wenn man einer Sache nachgeht, fällt man ſchließlich nur ſelbſt dabei herein, alſo läßt man es beſſer."

Er hilft niemandem, kann ſich für keinen einſetzen — denn „man weiß ja nicht, ob der einen ſpäter nicht blamiert."

Natürlich hat er ſehr viel zu tun, weil er überall erſcheint, „wo man als Nationalſozialiſt geweſen ſein muß". Erbittert kämpft er alljährlich um möglichſt gute Logenplätze bei offiziellen Veranſtaltungen von Partei und Staat. Wenn er ſelbſt noch im Rang zu niedrig iſt, alſo ſelbſt nicht für ſolche Plätze in Frage kommen würde, dann verſucht er alles, um in der Begleitung eines „Prominenten" zu „erſcheinen". Alle Arbeit hat ſich für ihn gelohnt, wenn er dann öffentlich genannt wird. Er kennt

genau die Plätze, auf denen „Prominente“ fotografiert werden, und er weiß auch, wie er es machen muß, um genau in dieſem Augenblick „zufällig“ da — und zwar möglichſt im Vordergrund — zu ſtehen. Ueberglücklich iſt er, wenn ſein Name ſpäter unter dem Bild erſcheint. Mit dieſen Bildern macht er dann für ſich „Reklame“. Zu jedem Menſchen, der es weit gebracht hat im Leben, ſteht er natürlich in „Beziehungen“. Der eifrigen Pflege dieſer Beziehungen opfert er viel ſeiner koſtbaren Zeit und auch verhältnismäßig viel Geld. Schwülſtige Glückwunſchtelegramme kommen ihn ſehr teuer, er verbucht ſie als „Werbungskoſten“.

Er kann gar nicht genug Aufgaben, möglichſt „Sonderaufgaben“ bekommen. Sie zu bewältigen, braucht er immer wieder einen „neuen Apparat“. Ueberall „ſetzt er Leute an“, und er weiß inzwiſchen auch genau, daß es wichtiger iſt, Arbeit zu verteilen, als ſie zu erledigen. An der Arbeit als ſolcher intereſſiert ihn überhaupt nur das, was Gefahren in ſich bergen könnte, vor denen man ſich — der Karriere halber — in acht nehmen muß. Iſt ihm aber ein Fehler nachgewieſen, dann wird er es ſicher nicht daran fehlen laſſen, ſeinen Untergebenen gehörig zur Rechenſchaft zu ziehen. Er „muß“ ihn dann „leider ſehr ſcharf anpacken“, weil der als Nationalſozialiſt ſich ſolches hätte erſt recht nicht zuſchulden kommen laſſen dürfen. Sieht er aber, daß ein Untergebener eine wirklich gute Idee hat, dann wird er ſie ſchnell als die ſeine nach oben weitergeben. Er behandelt alles möglichſt „ſachlich“ und will mit den Menſchen nichts zu tun haben. Das Schickſal ſeiner Mitarbeiter kümmert ihn nur aus propagandiſtiſchen Gründen ſoweit nötig. Selbſtverſtändlich verſpricht er jedem Hilfe — und wenn die Hilfe ausbleibt, dann weiß er andere dafür verantwortlich zu machen. Niemals aber — und das iſt das Weſentliche an ihm — wird er eine Sache um ihrer ſelbſt willen tun, niemals ſich für einen

guten Kerl einſetzen oder die Sache eines anderen zu ſeiner eigenen machen.

Mit der Zeit wird dieſer Menſch grenzenlos unbeliebt, ja ſogar verhaßt ſein.

Und je verhaßter er wird, um ſo mehr ſucht er Schutz hinter dem Nationalſozialismus, zu dem er in Wahrheit innerlich niemals Beziehungen gehabt hat. Dadurch gefährdet er unſere Arbeit, dadurch ſchändet er den Nationalſozialismus. Auf dieſe Weiſe fällt er uns bewußt — und zwar aus Schlechtigkeit — fortgeſetzt in den Rücken. Alle Menſchen, die er durch ſeine Selbſtreklame an ſich zieht, enttäuſcht er, und allen dieſen dann mit Recht Unzufriedenen wird er immer ſagen, er hätte als Nationalſozialiſt leider ſo handeln müſſen. Vielleicht wird er ihnen ſogar andeuten, daß ſie unter früheren Verhältniſſen „in dieſer Beziehung" leichter zum Ziel gekommen wären. — Das iſt reaktionär!

Ihm das zu beweiſen, aber war nicht leicht, denn derartige Menſchen ſind aus Furcht um ihre Karriere ſehr vorſichtig. Ich wollte aber auch an dieſen Menſchen heran und ihn auf ſeine eigentliche Haltung feſtnageln. Ich mußte von ihm auf Grund ſeiner Behauptungen, ſeiner Stellung uſw. annehmen, daß er Nationalſozialiſt ſei, während ich beim „General" vorher hatte vermuten müſſen, daß er zu unſeren Gegnern zähle.

Während der „General" ſeine Einſtellung aus ſeinem Leben heraus zu erklären verſucht hatte, ſprach dieſer zunächſt überhaupt nicht von ſeiner Vergangenheit. Um ſo mehr erging er ſich im „Grundſätzlichen" — was der General wiederum gar nicht getan hatte. Es war mir kaum möglich, zu Wort zu kommen, ſo emſig war er bemüht, mir beizubringen, was Nationalſozialismus iſt. Wenn er die Führung unſerer Partei meinte, dann ſprach er immer per „wir" — und von der alten Garde ſagte er,

„daß es ſchwer ſei, mit dieſen Leuten, die gewiß große Verdienſte hätten, im Rahmen des Staates etwas anzufangen."

Jetzt wußte ich, wes Geiſtes Kind er iſt, — aber ich wollte es noch genauer wiſſen. Etwas Alkohol löſt die Zunge — und ſo lud ich ihn ein. Es dauerte gar nicht lange, da knöpfte er — als fühle er ſich nun zu Haus — ſeinen Rock auf — und von nun an ſpielte er während der ganzen reſtlichen Unterhaltung läſſig mit dem Bierzipfel, der ihm aus der Weſtentaſche hing und hell in den Farben ſeines ehemaligen Corps leuchtete. Als er ſah, daß ich dies beachtete, hatte er ſofort eine Entſchuldigung zur Hand. Er ſei damals nur ſeinen Eltern zuliebe.... Dieſer reaktionäre Ton habe ihm nie gefallen. Ich wußte, daß er mich belügt, und nahm darum nun immer mehr die „Corps" in Schutz. Sofort warf er das Ruder herum, ſprach von ſchönen Erinnerungen, „Jugend genießen" und dergleichen mehr. Er taute auf. Die Schroffheit ſeiner politiſchen Meinung wich ſchnell einer ſehr weitgehenden Verſtändigungsbereitſchaft für ſolche, die „auch dasſelbe wollten und von uns Nationalſozialiſten nicht verſtanden würden, nur weil ſie einmal anderen Parteien angehörten. „Schließlich", ſagte er, „ſeien doch die Demokraten auch ſozialiſtiſch intereſſiert geweſen." In dem Stil ging es dann weiter — wer kennt nicht dieſe Argumente?

Er war alſo Demokrat geweſen — und war es heute noch. Irgendwann im Jahre 1932 war er in die Partei eingetreten, nicht aber, um etwas im Kampf zu leiſten, ſondern lediglich, um ſpäter einmal zu denen zu gehören, die früher ſchon „dabei" waren. Er hatte pünktlich ſeine Beiträge bezahlt (in einem kleinen Vorort, wo er niemals gewohnt hatte und ſich auch nie ſehen ließ). Wenn er gebraucht wurde, wenn er mit anpacken ſollte, war er

„leider" immer gerade verreiſt. „Gott ſei Dank" hat er ſeit der Machtübernahme nicht mehr ſo oft verreiſen müſſen, ſonſt könnte er nicht „Karriere" machen.

Jetzt aber ſchadet dieſer Menſch, wo immer er auftritt, durch die Tatſache, daß er ſich als Nationalſozialiſt ausgibt. Seitdem ich ihn nun kannte — und ich habe ihn noch öfter geſehen —, wußte ich auch, daß er in ſeinem tiefſten Innern eine Freude daran hat, als Nationalſozialiſt unangenehm aufzufallen. Er iſt eigentlich bei uns, um uns zu diskreditieren, — natürlich nur ſo weit, wie ſich dies — ohne jedes Riſiko — mit ſeiner Karriere vereinbaren läßt. Er glaubt daran, daß der Nationalſozialismus nur eine vorübergehende Erſcheinung iſt. Der nationalſozialiſtiſche Staat iſt ihm zum Karrieremachen gut genug — aber er will durch ihn für ſpätere Zeiten auch nicht zu ſehr belaſtet ſein. Früher war er ja auch ſchon Demokrat.

Daß nach dem Nationalſozialismus nur ein allgemeines Chaos kommen könnte, das wird er ebenſo, wie alle wirklichen Reaktionäre, niemals einſehen. Selbſt zu dieſer gedanklichen Konſequenz fehlt ihm einfach die Zivilcourage.

So unterſcheidet er ſich in allem vom „General".

Der „General" war nicht reaktionär, ſondern irgendwie doch Nationalſozialiſt, obwohl er von mancher Schuld des Unterlaſſens nicht freizuſprechen iſt. Der geſchilderte K. u. K. Oberſt iſt reaktionär bis in die Knochen, ſteigert ſich immer mehr und mehr dahinein und wird als Feind der geſamten Umwelt und ſeiner ſelbſt enden. Dieſer letzte Typ, der Pſeudonationalſozialiſt, iſt ein typiſcher und zugleich der ſchädlichſte Reaktionär. Er arbeitet gegen uns und gebraucht dabei unſer Vorzeichen. Er iſt zu feige, uns anzugreifen, er will uns nur in Mißkredit bringen. Ausſchlaggebend iſt dabei nicht ſo ſehr ſeine ſchlechte Ab-

ſicht, ſondern die Auswirkung ſeines Tuns, die um ſo größer und verheerender iſt, je mehr es ihm gelingt, „Karriere zu machen".

Ebenſo wie unſer Nationalſozialismus ganz unabhängig iſt von Name, Stand, Beruf und Klaſſe, iſt auch die reaktionäre Einſtellung von dieſen Faktoren letzthin nicht abhängig. Wir kennen frühere Sozialdemokraten und wir kennen frühere Deutſchnationale, die reaktionär ſind. Auch das iſt ein Beweis mehr dafür, daß die früheren Unterſchiede — als ſolche — doch ſchon ganz beſeitigt ſind.

„Reaktionär" heißt heute nicht mehr „rechtsgerichtet", ſondern ganz einfach „fortſchrittsfeindlich". Und „ſozialiſtiſch" iſt nicht mehr gleichbedeutend mit „proletariſch", ſondern heißt nichts anderes als „volksbejahend". Die Reaktionäre haſſen deshalb nichts ſo ſehr als unſeren Sozialismus. Je entſchloſſener und rückſichtsloſer wir als Sozialiſten uns bewähren — um ſo ſchneller werden wir mit der Reaktion aufräumen! —

Im Verlag
Ferdinand Hirt, Breslau, Königsplatz 1,
ist erschienen:

Friedrich-Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe

Gegen eine Welt von Vorurteilen

Herausgegeben von Dr. E. W. Fischer. Mit 1 Titelbild. Hirts Deutsche Sammlung, Gruppe L IX, Band 15.
Geheftet 1.— RM, in Leinen 1.40 RM

Die Schrift wird laut Entscheidung der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums in der NS.-Bibliographie geführt (12. 7. 37) und ist vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unter Nr. 2892 in das Verzeichnis der zur Beschaffung für Schulbüchereien geeigneten Bücher und Schriften aufgenommen.

Vom gleichen Verfasser ist erschienen:

Deutsche Sozialisten am Werk

Ein sozialistisches Bekenntnis deutscher Männer. Mit Vorwort von Reichsminister Dr. Josef Goebbels

Herausgegeben von Friedrich-Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe

RM 4.—

Partei und Sozialismus / Staat und Sozialismus
Kultur und Sozialismus / Zivilisation und Sozialismus

Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H.
Berlin C 2, Oberwallstraße 20

Vom gleichen Verfasser erschien ferner:

Wo war der Adel?

Herausgegeben von Friedrich-Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe

RM 1.—

Der Adel ist tot, es lebe der Adel — Rasse und Adel — Titel, Stellung — Adel verpflichtet — Das Gebot der Stunde — Adel muß politisch sein oder er wird nicht sein — Der deutsche Adel gehört zu Adolf Hitler — Adel und Nationalsozialismus — Adel und Volksgemeinschaft

Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H.
Berlin C 2, Oberwallstraße 20